

Leseprobe

Stephen King

Duddits - Dreamcatcher
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,99 €



Seiten: 896

Erscheinungstermin: 10. Juni 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

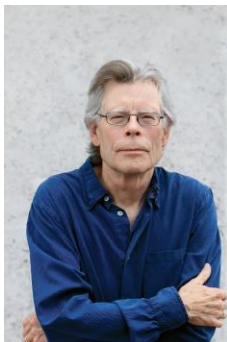
Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Stephen Kings Bestseller erstmals im Heyne-Taschenbuch

Vier Männer planen einen harmlosen Jagdausflug in die Wälder von Maine, der schließlich in einer bizarren tödlichen Bedrohung endet. Kann ihr alter Freund Duddits mit seinen telepathischen Fähigkeiten sie aus dem nicht enden wollenden Albtraum retten?



Autor

Stephen King

Stephen King, 1947 in Portland, Maine, geboren, ist einer der erfolgreichsten amerikanischen Schriftsteller. Bislang haben sich seine Bücher weltweit über 400 Millionen Mal in mehr als 50 Sprachen verkauft. Für sein Werk bekam er zahlreiche Preise, darunter 2003 den Sonderpreis der National Book Foundation für sein Lebenswerk und 2015 mit dem Edgar Allan Poe Award den bedeutendsten kriminalliterarischen Preis für *Mr. Mercedes*. 2015 ehrte Präsident Barack Obama ihn zudem mit der National Medal of Arts. 2018 erhielt er den PEN America Literary Service Award für sein Wirken, gegen jedwede Art von Unterdrückung aufzubegehren und die hohen Werte der Humanität zu verteidigen.

Seine Werke erscheinen im Heyne-Verlag.

DAS BUCH

Wie jedes Jahr im Herbst brechen die vier Freunde Pete, Henry, Jonesy und Biber zu ihrem gemeinsamen Jagdausflug in die Wälder von Maine auf. Wenn sie nur gewusst hätten, dass nach ihrem Trip nichts mehr so sein würde wie vorher ... Denn kurz nachdem sie in ihrer Jagdhütte angekommen sind, läuft ihnen der Jäger Richard McCarthy über den Weg, der ziellos durch die Gegend irrt. Alles an ihm ist merkwürdig: er wirkt eigenartig verwirrt, benimmt sich wie ein kleines Kind und leidet zugleich unter qualvollen Schmerzen. Als Richard sich dann im Bad einschließt und von dort unmenschliche Laute nach außen dringen, brechen die vier Freunde die Tür auf und blicken dem Grauen ins Gesicht. Außer sich vor Entsetzen wollen sie fliehen – aber das Militär hat die gesamte Region unter Quarantäne gestellt. In der Jagdhütte eingeschlossen, müssen sich die Freunde nun einer tödlichen Bedrohung stellen, aus der es kein Entrinnen zu geben scheint – doch da fällt ihnen Duddits ein, ihr alter Freund mit seinen hellseherischen Fähigkeiten ...

DER AUTOR

Stephen King, geboren 1947, ist einer der erfolgreichsten amerikanischen Schriftsteller. Er hat weltweit über 400 Millionen Bücher in mehr als 40 Sprachen verkauft und erhielt den Sonderpreis der National Book Foundation für sein Lebenswerk.

Im Anhang findet sich ein ausführliches Werkverzeichnis des Autors.

Die Originalausgabe
DREAMCATCHER
erschien 2001 bei Scribner, New York



Verlagsgruppe Random FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige überarbeitete deutsche Taschenbuchausgabe 07/2013

Copyright © 2001 by Stephen King

Copyright © 2001 der deutschsprachigen Ausgabe by
Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG, München

Copyright © 2013 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,
München in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2013

Umschlaggestaltung und Motiv: Hauptmann
und Kompanie Werbeagentur, Zürich unter Verwendung
einer Illustration von © Anja Filler

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43733-3

www.heyne.de

Für
Susan Moldow und
Nan Graham

Zunächst: die Nachrichten

Aus dem *East Oregonian*, 25. Juni 1947:

FEUERLEITOFFIZIER SIEHT
»FLIEGENDE UNTERTASSEN«
Kenneth Arnold meldet 9 scheibenförmige Objekte
»*Silbrig schimmernd, flogen unglaublich schnell*«

Aus dem *Daily Record*, Roswell, 8. Juli 1947:

LUFTWAFFE FINDET »FLIEGENDE UNTERTASSE«
AUF RANCH IM BEZIRK ROSWELL
Geheimdienst birgt abgestürzte Scheibe

Aus dem *Daily Record*, Roswell, 9. Juli 1947:

»UNTERTASSE« LAUT LUFTWAFFE
EIN WETTERBALLON

Aus der *Chicago Tribune*, 1. August 1947:

LUFTWAFFE KANN SICH ARNOLDS SICHTUNG
»NICHT ERKLÄREN«
850 weitere Sichtungen seit erster Meldung

Aus dem *Daily Record*, Roswell, 19. Oktober 1947:

**ANGEBLICHER »WEIZEN AUS DEM WELTALL«
BETRUG, BEHAUPTET WÜTENDER FARMER**

**Andrew Hoxon bestreitet
»außerirdischen Zusammenhang«
Rot gefärbter Weizen »nur ein Ulk«, erklärt er**

Aus dem *Courier-Journal* (Kentucky), 8. Januar 1948:

**AIR-FORCE-CAPTAIN BEI JAGD
NACH UFO UMGEKOMMEN
Mantells letzter Funkspruch: »Metallisch, riesengroß«
Luftwaffe: »Kein Kommentar«**

Aus dem *Nacional*, Brasilien, 8. März 1957:

**FREMDES RINGFÖRMIGES FLUGOBJEKT IN
MATO GROSSO ABGESTÜRZT!
BEI PONTO PORAN 2 FRAUEN BEDROHT!
»Wir hörten es darin kreischen«, berichten sie**

Aus dem *Nacional*, Brasilien, 12. März 1957:

**HORROR IN MATO GROSSO!
Berichte über graue Männer
mit schwarzen Riesenaugen
Wissenschaftler spotten! Immer neue Berichte!
DÖRFER IN ANGST UND SCHRECKEN!**

Aus dem *Oklahoman*, 12. Mai 1965:

POLIZIST SCHIESST AUF UFO
Fliegende Untertasse schwebte angeblich
15 Meter über dem Highway 9
Radar der Luftwaffenbasis Tinker bestätigt Sichtungen

Aus dem *Oklahoman*, 2. Juni 1965:

»AUSSERIRDISCHE PFLANZEN«
EIN SCHÜLERSTREICH, ERKLÄRT VERTRETER
DER LANDWIRTSCHAFTSBEHÖRDE
»Rotes Kraut« angeblich Werk aus der Sprühpistole

Aus dem *Press-Herald*, Portland (Maine),
14. September 1965:

IMMER MEHR UFO-SICHTUNGEN
IN NEW HAMPSHIRE
Die meisten Sichtungen in der Gegend um Exeter
Anwohner äußern Angst vor Invasion aus dem All

Aus dem *Union-Leader*, Manchester (New Hampshire),
19. September 1965:

RIESIGES OBJEKT, DAS NAHE EXETER
GESICHTET WURDE, WAR
OPTISCHE TÄUSCHUNG
Ermittler der Luftwaffe widerlegen
Sichtung der State Police
Officer Cleland beharrt:
»Ich weiß, was ich gesehen habe«

Aus dem *Union-Leader*, Manchester (New Hampshire),
30. September 1965:

**EPIDEMISCHE LEBENSMITTELVERGIFTUNGEN
IN PLAISTOW WEITER UNGEKLÄRT
Über 300 Opfer, die meisten auf
dem Wege der Besserung
FDA: Vergiftete Brunnen möglicherweise
die Ursache**

Aus dem *Michigan Journal*, 9. Oktober 1965:

**GERALD FORD FORDERT UFO-ERMITTLUNG
Republikanischer Oppositionsführer sagt,
»Michigan-Lichter« könnten
außerirdischen Ursprungs sein**

Aus der *Los Angeles Times*, 19. November 1978:

**CALTECH-FORSCHER SAHEN
RIESIGES SCHEIBENFÖRMIGES OBJEKT
ÜBER MOJAWE-WÜSTE
Tickman: »War von kleinen hellen Lichtern umgeben«
Morales: »Rote Fasern wie Engelshaar«**

Aus der *Los Angeles Times*, 24. November 1978:

**ERMITTLER VON STATE POLICE UND
LUFTWAFFE FINDEN KEIN
»ENGELSHAAR« IN MOJAWE-WÜSTE
Tickman und Morales bestehen Lügendetektortest
Betrug kaum möglich**

Aus der *New York Times*, 16. August 1980:

WEITERHIN DAVON ÜBERZEUGT,
DASS SIE VON AUSSERIRDISCHEN
ENTFÜHRT WURDEN
Psychologen stellen Zeichnungen
sogenannter »Grauer Männer« infrage

Aus dem *Wall Street Journal*, 9. Februar 1985:

CARL SAGAN: »WIR SIND NICHT ALLEIN«
Prominenter Wissenschaftler bestätigt
Glaube an Außerirdische
»Höchstwahrscheinlich gibt es
intelligente Lebensformen«

Aus der *Sun*, Phoenix, 14. März 1997:

RIESIGES UFO NAHE PRESCOTT GESICHTET
DUTZENDE ZEUGEN BERICHTEN
VON »BUMERANGFÖRMIGEM« FLUGOBJEKT
Telefonzentrale der Luftwaffenbasis
Luke mit Meldungen überhäuft

Aus der *Sun*, Phoenix, 20. März 1997:

»PHOENIX-LICHTER«
WEITERHIN UNGEKLÄRT
Fotos nach Expertenmeinung nicht manipuliert
Luftwaffenermittler schweigen

Aus dem *Paulden Weekly* (Arizona), 9. April 1997:

**RÄTSELHAFTE LEBENSMITTELVERGIFTUNG
BERICHTE ÜBER »ROTES GRAS«
ALS SCHERZ ABGETAN**

Aus den *Daily News*, Derry (Maine), 15. Mai 2000:

**WIEDER BERICHTE ÜBER GEHEIMNISVOLLE
LICHTER IN JEFFERSON TRACT
Bürgermeister von Kineo: »Ich weiß nicht,
was es ist. Es kommt immer wieder.«**

SSAT

Das wurde ihr Motto, und Jonesy wusste beim besten Willen nicht mehr, wer das aufgebracht hatte. *Rache ist Blutwurst* – das war von ihm. *Arschkrass* und *Kackorama* und ein halbes Dutzend ähnlicher Obszönitäten stammten von Biber. Henry hatte ihnen beigebracht *Es kommt alles, wie es kommen muss* zu sagen; auf solchen Zen-Quatsch stand Henry schon, als sie noch Kinder waren. Aber SSAT – was war mit SSAT? Wer hatte sich das ausgedacht?

Na, egal. Es zählte nur, dass sie die erste Hälfte davon glaubten, als sie zu viert waren, dass sie es ganz glaubten, als sie zu fünf waren, und dann die zweite Hälfte, als sie wieder zu viert waren.

Als sie wieder nur zu viert waren, wurden die Tage düsterer. Es kamen mehr arschkrasser Kackorama-Tage. Sie wussten das, nur nicht, warum. Sie wussten, dass etwas mit ihnen nicht stimmte – dass zumindest etwas anders war als früher –, wussten aber nicht, was. Sie wussten, sie waren gefangen, wussten aber nicht, inwiefern. Und das alles lange vor den Lichtern am Himmel. Vor McCarthy und Becky Shue.

SSAT: Manchmal sagt man das nur so dahin. Und manchmal glaubt man nur noch an die Dunkelheit. Und wie soll man dann weitermachen?

Wer sagt, Bibers Ehe hätte nicht funktioniert, der könnte auch behaupten, beim Start der Raumfähre Challenger sei ein klein bisschen was schiefgelaufen. Joe »Biber« Clarendon und Laurie Sue Kenopensky schaffen es acht Monate lang, und dann: *Rums!* Und ab dafür! Und kann mir mal einer helfen, die Scherben einzusammeln?

Der Biber ist im Grunde ein fröhlicher Typ, das würde einem jeder seiner Kneipenkumpels bestätigen, aber er macht gerade eine schwere Zeit durch. Er trifft seine alten Freunde nicht mehr (seine *wahren* Freunde, wie er meint), nur noch in der einen Woche im November, die sie alljährlich zusammen verbringen; und im vergangenen November war er noch mit Laurie Sue zusammen gewesen. Nur gerade mal so, klar, aber immerhin zusammen. Jetzt verbringt er viel Zeit – zu viel Zeit, das weiß er – in den Kneipen am alten Hafen von Portland, im Porthole und Seaman's Club und Free Street Pub. Er trinkt zu viel und kifft zu viel, und morgens mag er sich im Badezimmerspiegel meistens nicht sehen; seine rot geränderten Augen weichen dem Spiegelbild aus, und er sagt sich: *Ich muss mit den Klubs Schluss machen. Bald hab ich genauso ein Problem wie Pete. Heilige Filzlaus!*

Hör mit den Klubs auf, keine durchzechten Nächte mehr, echt 'ne super Idee, und dann zieht er doch wieder los, knutsch mir die Kimme, wie geht's denn so? An diesem Donnerstag ist er im Free Street, und Mann, wenn das kein Bier ist da in seiner Hand und kein Joint in seiner Tasche, und irgendein altes Instrumentalstück, das ein bisschen nach den Ventures klingt, kommt aus der Jukebox. Er kann sich an den Titel des Stücks nicht recht erinnern. Das war vor seiner Zeit. Aber er kennt es durchaus; seit seiner Scheidung hört er oft die Oldie-

sender von Portland. Oldies sind so schön beruhigend. Das meiste neue Zeug ... Laurie Sue kannte und mochte das fast alles, aber für Biber ist das nichts.

Im Free Street ist nicht viel los, vielleicht ein halbes Dutzend Typen am Tresen und noch ein halbes Dutzend, die hinten Pool spielen. Biber hockt mit drei Kumpels in einer Sitznische. Sie trinken Miller vom Fass und spielen mit einem siffigen Blatt Abheben, um zu bestimmen, wer die nächste Runde zahlt. Wie heißt dieses Instrumental noch, mit den schwubbernden Gitarren? *Out of Limits* von den Mar-Kets? *Telstar*? Nee, da ist ein Synthesizer dabei und hier nicht. Ist ja auch scheißegal. Die anderen unterhalten sich über Jackson Browne, der am Vorabend im Civic Center aufgetreten ist und, laut George Pelsen, der dabei war, eine mordsmäßig geile Bühnenshow hingelegt hat.

»Und jetzt erzähle ich euch noch was mordsmäßig Geiles«, sagt George und schaut sie dabei vielversprechend an. Er hebt sein fliehendes Kinn und deutet auf einen roten Fleck seitlich an seinem Hals. »Wisst ihr, was das ist?«

»Ein Knutschfleck, oder?«, fragt Kent Astor ein wenig schüchtern.

»Gut erkannt!«, sagt George. »Nach dem Konzert stand ich mit 'n paar anderen Typen hinten am Bühneneingang und wollte ein Autogramm von Jackson. Oder vielleicht auch von David Lindley. Der ist cool.«

Kent und Sean Robideau pflichten bei, dass Lindley cool sei – zwar auf keinen Fall ein Gitarren Gott (Mark Knopfler von Dire Straits ist ein Gitarren Gott, und Angus Young von AC/DC, und – natürlich – Clapton), aber trotzdem doch schon sehr cool. Lindley hat geile Riffs drauf, und dann hat er auch noch diese Wahnsinnsdreads. Bis auf die Schultern.

Biber mischt sich nicht ins Gespräch ein. Ganz plötz-

lich will er hier raus, weg aus dieser muffigen Kneipe, wo sich alles ewig nur im Kreise dreht, und ein bisschen frische Luft schnappen. Er weiß, worauf George hinauswill, und es ist alles gelogen.

Sie hieß nicht Chantay, du kennst ihren Namen gar nicht, und sie ist einfach an dir vorbeigerauscht, du warst Luft für sie, was wärst du auch sonst für so ein Mädchen, doch nur noch so ein langhaariger Proll aus noch so einer Prollstadt in Neuengland, sie ist in den Bandbus geflitzt und aus deinem Leben verschwunden, aus deinem beschissenen, uninteressanten Leben. The Chantays ist der Name der Band, die wir gerade hören, nicht die Mar-Kets oder BarKays, nein, die Chantays; das ist »Pipeline« von den Chantays, und das Ding an deinem Hals da ist kein Knutschfleck, sondern Rasierbrand.

Das denkt er, und dann hört er jemand weinen. Nicht in der Kneipe, sondern in der Erinnerung. Lange zurückliegendes Weinen. Es dringt ihm direkt in den Kopf, dieses Weinen, marternd wie Glassplitter, und Scheiße noch eins, das ist ja arschkrass, sorg doch mal einer dafür, dass der aufhört zu *weinen!*

Ich war es, der ihn getröstet hat, denkt Biber. Ich war das. Ich war der, bei dem er aufgehört hat zu weinen. Ich habe ihn in die Arme genommen und ihm was vorgesungen.

Währenddessen erzählt George Pelsen, wie die Tür des Bühneneingangs endlich aufging und dann weder Jackson Browne noch David Lindley herauskam, sondern die drei Sängerinnen. Eine hieß Randi, eine Susi und eine Chantay. Scharfe Weiber, echt zum Anbeißen.

»Mann«, sagt Sean und verdreht die Augen. Er ist ein rundlicher, kleiner Typ, dessen sexuelle Abenteuer aus gelegentlichen Expeditionen nach Boston bestehen, wo er dann im Foxy Lady die Stripperinnen und im Hooters die Kellnerinnen begafft. »O Mann, Chantay.« Er

deutet Wichsbewegungen an. Zumindest dabei, findet Biber, sieht er wie ein Profi aus.

»Ich hab also mit denen gequatscht ... na, größtenteils mit Chantay, und hab sie gefragt, ob sie nicht ein wenig das Nachtleben von Portland kennenlernen möchte. Und dann ...«

Der Biber zieht einen Zahnstocher aus der Tasche, steckt ihn sich in den Mund und blendet alles andere aus. Ganz plötzlich ist der Zahnstocher das Einzige, was er will. Nicht das Bier vor ihm, nicht der Joint in seiner Tasche und ganz bestimmt nicht George Pelsens Geschwafel, wie er es mit dieser Chantay aus dem Märchenland hinten auf seinem Pick-up getrieben hat, Gott sei gedankt für die Wohnkabine, wenn Georgie-Boy die Ramme schwingt, die Alte gleich Juchheißa singt.

Alles heiße Luft, denkt Biber, und mit einem Mal ist er fürchterlich deprimiert, noch deprimierter als damals, als Laurie Sue ihre Sachen packte und zurück zu ihrer Mutter zog. Das passt überhaupt nicht zu ihm, und plötzlich will er nur noch raus hier, will sich die Lunge vollsaugen mit der kühlen, salzigen Seeluft und ein Telefon finden. Das will er tun, und dann will er Jonesy oder Henry anrufen, ganz egal, einen von beiden; er will sagen: *He, Mann, wie läuft's denn*, und hören, wie einer von ihnen erwidert: *Ach, weißt du, Biber, SSAT. Kein Prall, kein Spiel.*

Er steht auf.

»He, Mann«, sagt George. Biber ist mit George aufs Westbrook Junior College gegangen, und damals war er cool gewesen, aber das war nun viele, viele Biere her. »Wo willst du hin?«

»Pissen«, sagt Biber und dreht sich den Zahnstocher vom einen Mundwinkel in den anderen.

»Na, dann mach aber schnell; gleich kommt das Beste«, sagt George, und Biber denkt: *String-Tanga.*

O Mann, heute sind diese alten, schrägen Vibrations aber stark, liegt vielleicht am Luftdruck oder so.

Mit gesenkter Stimme sagt George: »Als ich ihren Rock hochschob ...«

»Ich weiß: hatte sie einen String-Tanga an«, sagt Biber. Er bemerkt den verblüfften, fast entsetzten Blick in Georges Augen, geht aber nicht darauf ein. »Also das will ich unbedingt hören.«

Er geht am Männerklo vorbei, mit dem gelb-rosa Gestank nach Pisse und Spülsteinen, geht an der Damentoilette vorbei, der Tür mit der Aufschrift Büro und hinaus in die Gasse. Es ist bedeckt und regnerisch, aber die Luft tut gut. Sehr gut. Er holt tief Luft und denkt wieder: *Kein Prall, kein Spiel*. Er grinst ein wenig.

Er geht zehn Minuten, kaut an seinem Zahnstocher und bekommt allmählich einen klaren Kopf. Irgendwann, wann genau, weiß er hinterher nicht mehr, wirft er den Joint weg, den er in der Tasche hatte. Und dann ruft er Henry vom Münzfernsprecher in Joe's Smoke Shop aus an, drüben am Monument Square. Er rechnet mit dem Anrufbeantworter – Henry ist noch in der Uni, macht gerade Examen –, aber Henry ist tatsächlich zu Hause und nimmt nach dem zweiten Läuten ab.

»Wie geht's dir, Mann?«, fragt Biber.

»Ach, weißt du«, sagt Henry. »Selbe Scheiße, anderer Tag. Und dir, Biber?«

Biber schließt die Augen. Für einen Moment ist wieder alles gut; so gut jedenfalls, wie es in so einer Kackwelt sein kann.

»Genauso, Alter«, erwidert er. »Genauso.«

1993: Pete hilft einer Dame aus der Patsche

Pete sitzt an seinem Schreibtisch hinter dem Ausstellungsraum von Macdonald Motors in Bridgton und zwirbelt an seiner Schlüsselkette herum. Der Anhänger besteht aus vier Buchstaben aus blauem Email: NASA.

Träume altern schneller als Träumer – das hat Pete im Laufe der Jahre feststellen müssen. Doch die letzten Träume sind oft erstaunlich hartnäckig, melden sich immer wieder mit leisen, jämmerlichen Stimmen aus dem Hinterkopf. Es ist lange her, dass Pete in einem Zimmer schlief, dessen Wände mit Bildern von Apollo- und Saturn-Raketen gepflastert waren, von Astronauten und Weltraumspaziergängen (EVAs für Eingeweihete), von Raumkapseln, deren Schutzschild in der sagenhaften Wiedereintrittshitze fast geschmolzen wäre, von Mondautos und Voyager-Sonden und mit dem Foto einer schimmernden Scheibe über dem Interstate Highway 80 – die Leute stehen auf dem Standstreifen und schauen mit der Hand über den Augen zu ihr hoch, und unter dem Bild stand: DIESES OBJEKT, 1971 IN DER NÄHE VON ARVADA, COLORADO, FOTOGRAFIERT, IST NIE ERKLÄRT WORDEN. ES IST EIN ECHTES UFO.

Verdammt lange her.

Doch trotzdem hat er eine seiner zwei Wochen Urlaub dieses Jahr in Washington DC verbracht, ist dort jeden Tag ins Smithsonian Institute gegangen und mit einem verwunderten Lächeln auf den Lippen durch die Raumfahrtausstellung gewandert. Und lange stand er vor dem Mondgestein und dachte: *Diese Steine kommen von einem Ort, wo der Himmel immer schwarz ist und die Stille ewig währt. Neil Armstrong und Buzz Aldrin haben zwanzig Kilo einer anderen Welt mitgebracht, und jetzt ist es hier.*

Und da ist *er* jetzt und sitzt an seinem Schreibtisch, an einem Tag, an dem er noch kein einziges Auto verkauft hat (die Leute kaufen ungern Autos, wenn es regnet, und in Petes Weltgegend nieselt es seit dem Morgengrauen), zwirbelt an seinem NASA-Schlüsselanhänger herum und schaut hinauf zur Uhr. Die Zeit vergeht nachmittags langsam, und umso langsamer, je mehr es auf fünf Uhr zugeht. Um fünf ist es dann Zeit für das erste Bier. Nicht vor fünf, das auf keinen Fall. Wenn man tagsüber trinkt, muss man aufpassen, dass man nicht überhaupt zu viel trinkt, denn so was machen nur Alkoholiker. Wenn man aber warten kann ... einfach am Schlüsselanhänger herumzwirbeln und warten ...

Ebenso wie auf das erste Bier des Tages freut sich Pete auf den November. Es ist zwar schön gewesen, im April nach Washington zu reisen, und das Mondgestein hatte ihn sprachlos gemacht (er findet es immer noch überwältigend, wenn er daran denkt), aber er war allein gewesen. Es war nicht schön, allein zu sein. Im November, wenn er seine zweite Woche Urlaub nimmt, wird er mit Henry und Jonesy und dem Biber zusammen sein. Dann wird er es sich gestatten, tagsüber zu trinken. Wenn man im Wald ist und mit seinen Freunden auf der Jagd, spricht nichts dagegen, tagsüber zu trinken. Das gehört praktisch dazu. Das ist –

Die Tür geht auf, und eine attraktive Rothaarige kommt herein. Knapp ein Meter siebenundsiebzig groß (Pete steht auf große Frauen) und etwa dreißig Jahre alt. Sie lässt den Blick kurz über die ausgestellten Autos schweifen (der neue Thunderbird in dunklem Burgunderrot ist das Prachtstück, aber der Explorer ist auch nicht schlecht), aber nicht so, als hätte sie irgendein Kaufinteresse. Dann entdeckt sie Pete und geht auf ihn zu.

Pete steht auf, wirft den NASA-Schlüsselanhänger auf

seine Schreibtischunterlage und kommt ihr bis zur Tür seines Büros entgegen. Mittlerweile hat er sein bestes Verkäuferlächeln aufgesetzt – zweihundert Watt, Baby, kannst du glauben – und streckt ihr die Hand entgegen. Ihre Hand fühlt sich kühl an, und sie greift fest zu, ist aber nicht ganz bei der Sache.

»Das geht wahrscheinlich sowieso nicht«, sagt sie.

»Also, so sollten Sie einen Autoverkäufer nicht ansprechen«, sagt er. »Wir lieben Herausforderungen. Mein Name ist Pete Moore.«

»Hallo«, sagt sie, nennt ihren Namen aber nicht, der Trish lautet. »Ich habe in Fryeburg einen Termin in genau ...« Sie schaut auf die Uhr, die Pete während des so langsam verrinnenden Nachmittags genau beobachtet. »... in genau fünfundvierzig Minuten. Mit einem Kunden, der ein Haus kaufen möchte. Ich glaube, ich habe genau das Richtige für ihn, und es geht um eine beträchtliche Provision, und ...« Jetzt ist sie den Tränen nah und muss schlucken, um den Kloß im Hals loszuwerden. »Und ich habe meine verdammten *Schlüssel* verloren! Meine verdammten *Autoschlüssel*!«

Sie macht ihre Handtasche auf und wühlt darin herum.

»Aber ich habe die Zulassung ... und noch ein paar andere Papiere ... Da stehen alle möglichen Nummern drin, und ich dachte, vielleicht könnten Sie mir neue Schlüssel machen, damit ich los kann. Das ist für mich wahrscheinlich das Geschäft des Jahres, Mr. ...« Sie hat seinen Namen vergessen. Er ist nicht beleidigt. Moore ist fast so gewöhnlich wie Smith oder Jones. Und außerdem ist sie aufgeregt. So ist man, wenn man seine Schlüssel verloren hat. Er hat das oft genug miterlebt.

»Moore. Aber ich höre genauso gut auf Pete.«

»Können Sie mir helfen, Mr. Moore? Oder kann mir in Ihrer Werkstatt jemand helfen?«

Der alte Johnny Damon ist in der Werkstatt, und der würde ihr bestimmt gern helfen, aber ihren Termin in Fryeburg könnte sie dann vergessen, das ist mal klar.

»Wir können Ihnen neue Autoschlüssel besorgen, aber das dauert mindestens vierundzwanzig Stunden und wahrscheinlich eher achtundvierzig«, sagt er.

Sie schaut ihn aus Augen an, die in Tränen schwimmen, samtbraunen Augen, und stößt einen bestürzten Schrei aus. »Mist! *Mist!*«

Da kommt Pete ein merkwürdiger Gedanke: Sie sieht aus wie ein Mädchen, das er vor langer Zeit gekannt hat. Nicht sehr gut, sie hatten sie nicht sehr gut gekannt, aber gut genug, um ihr das Leben zu retten. Josie Rinkenhauer hatte sie geheißt.

»Ich *wusste* es!«, sagt Trish und gibt sich keine Mühe mehr, das heisere Beben ihrer Stimme zu zügeln. »O Mann, ich hab's einfach *gewusst!*« Sie wendet sich von ihm ab und bricht in Tränen aus.

Pete geht ihr nach und nimmt sie sacht an der Schulter. »Warten Sie, Trish. Nur einen Augenblick.«

Es ist ein Patzer, ihren Namen auszusprechen, den sie ihm gar nicht genannt hat, aber sie ist zu außer sich, um zu bemerken, dass sie sich einander gar nicht richtig vorgestellt haben, und insofern ist es nicht so schlimm.

»Wo kommen Sie her?«, fragt er. »Ich meine, Sie sind doch nicht aus Bridgton, oder?«

»Nein«, sagt sie. »Unser Büro ist in Westbrook. Dennison Real Estate. Wir sind die mit dem Leuchtturm.«

Pete nickt, als würde ihm das irgendwas sagen.

»Von da komme ich. Ich habe hier nur kurz an der Apotheke gehalten, um Aspirin zu kaufen, weil ich vor so einer großen Präsentation immer Kopfschmerzen bekomme ... Das ist der Stress, und Junge, Junge, das pocht wie mit einem Hammer ...«

Pete nickt mitfühlend. Mit Kopfschmerzen kennt er sich aus. Seine werden natürlich meist eher durch Bier als durch Stress ausgelöst, aber trotzdem.

»Ich hatte noch etwas Zeit, also habe ich in dem kleinen Laden nebenan noch schnell einen Kaffee getrunken ... Das Koffein, wissen Sie, wenn man Kopfschmerzen hat, hilft Koffein manchmal ...«

Pete nickt wieder. Henry ist bei ihnen zwar der Seelenklempner, aber wie Pete ihm mehr als einmal gesagt hat, muss man schon eine ganze Menge von der Funktionsweise des menschlichen Hirns verstehen, will man es als Verkäufer zu etwas bringen. Es freut ihn zu sehen, dass sich seine neue Freundin ein wenig beruhigt. Das ist gut so. Er hat so ein Gefühl, dass er ihr helfen kann, wenn sie ihn nur lässt. Er spürt, dass es gleich leise Klick machen wird. Er mag diesen leisen Klick. Es ist nichts Großartiges und wird ihn nie reich machen, aber er mag es.

»Und dann bin ich noch über die Straße zu Renny's gegangen. Ich habe mir ein Kopftuch gekauft ... weil es doch regnet, verstehen Sie ...« Sie berührt ihr Haar. »Dann bin ich zurück zu meinem Auto ... und da waren meine verdammten Autoschlüssel weg! Ich bin meinen Weg zurückgegangen ... bin von Renny's in den Laden und die Apotheke, aber sie waren nirgendwo! Und jetzt verpasse ich meinen Termin!«

Verzweiflung schleicht sich wieder in ihre Stimme. Erneut schaut sie hoch zur Uhr. Für ihn kriechen die Zeiger, für sie rasen sie. Das ist der Unterschied zwischen Menschen, denkt Pete. Na ja, *ein* Unterschied.

»Beruhigen Sie sich«, sagt er. »Beruhigen Sie sich nur ganz kurz, und hören Sie mir zu. Wir gehen jetzt zurück in die Apotheke, Sie und ich, und suchen Ihre Autoschlüssel.«

»Da sind sie nicht! Ich habe überall auf dem Boden

nachgesehen und auf dem Bord, von dem ich das Aspirin genommen habe. Ich habe die Verkäuferin gefragt ...«

»Es schadet nicht, noch mal nachzusehen«, sagt er. Er führt sie jetzt zur Tür, eine Hand sacht auf ihr Kreuz gelegt. Er mag den Duft ihres Parfüms, und ihr Haar gefällt ihm sogar noch besser, o ja. Wenn es an einem regnerischen Tag schon so hübsch aussieht, wie sieht es dann erst aus, wenn die Sonne scheint?

»Mein Termin ...«

»Sie haben noch vierzig Minuten«, sagt er. »Die Sommertouristen sind weg, und die Straßen sind frei. Die Fahrt nach Fryeburg dauert nur zwanzig Minuten. Wir versuchen zehn Minuten lang, Ihre Schlüssel zu finden, und wenn wir sie nicht finden, fahre ich Sie hin.«

Sie schaut ihn unsicher an.

Er schaut an ihr vorbei in eines der Büros. »Dick!«, ruft er. »He! Dickie M.!«

Dick Macdonald schaut von einem Stoß Rechnungen und Lieferscheine hoch.

»Sag dieser Dame, dass sie ruhig mit mir nach Fryeburg fahren kann, falls es nötig ist.«

»Oh, da können Sie ganz beruhigt sein, Ma'am«, sagt Dick. »Der ist kein Triebtäter oder Raser. Er wird nur versuchen, Ihnen ein neues Auto zu verkaufen.«

»Da beißt er bei mir auf Granit«, sagt sie mit einem flüchtigen Lächeln. »Also gut, einverstanden.«

»Geh für mich ans Telefon, Dick, ja?«, bittet ihn Pete.

»Na, dann komm ich ja zu sonst nichts mehr. Bei dem Wetter werd ich die Kundschaft mit einem Stock vom Hof scheuchen müssen.«

Pete und die rothaarige Frau – Trish – gehen hinaus, über die Einfahrt und die paar Schritte zurück zur Hauptstraße. Die Bridgton-Apotheke ist das zweite Gebäude links. Das Nieseln ist nun in einen feinen Regen übergegangen. Die Frau bindet sich ihr neues Kopftuch

um und schaut Pete kurz an, der keine Kopfbedeckung trägt. »Sie werden ja klitschnass«, sagt sie.

»Ich komme aus dem Norden«, sagt er. »Jungs aus dem Norden sind nicht aus Zucker.«

»Und Sie meinen, Sie können sie finden?«, fragt sie.

Pete zuckt mit den Achseln. »Vielleicht. Ich kann gut Dinge finden. Konnte ich immer schon.«

»Wissen Sie etwas, das ich nicht weiß?«, fragt sie.

Kein Prall, kein Spiel, denkt er. *Das weiß ich durchaus, Ma'am.*

»Nein«, sagt er. »Noch nicht.«

Sie betreten die Apotheke, und das Glöckchen über der Tür schellt. Das Mädchen hinter dem Tresen schaut von einer Zeitschrift hoch. Um zwanzig nach drei an diesem regnerischen Septembernachmittag sind die drei in der Apotheke allein, abgesehen von Mr. Yates hinter dem Tresen für verschreibungspflichtige Medikamente.

»Hi, Pete«, sagt die Verkäuferin.

»Hi, Cathy, wie läuft's denn so?«

»Na ja, eher lau.« Sie schaut die Rothaarige an. »Tut mir leid, Ma'am. Ich habe noch mal überall nachgesehen, aber ich habe sie nicht gefunden.«

»Schon gut«, sagt Trish matt lächelnd. »Dieser Gentleman hat angeboten, mich zu meinem Termin zu fahren.«

»Also, Pete ist schon ganz in Ordnung«, sagt Cathy. »Aber ich würde nicht so weit gehen, ihn als *Gentleman* zu bezeichnen.«

»Pass auf, was du sagst, Kleine«, sagt Pete mit einem Grinsen. »In Naples gibt's am 302 auch eine Apotheke.« Dann schaut er hoch zur Uhr. Auch für ihn vergeht die Zeit jetzt schneller. Zur Abwechslung ist das mal ganz nett.

Pete sieht wieder die Rothaarige an. »Zuerst sind Sie hier reingegangen. Sie wollten Aspirin kaufen.«

»Stimmt. Ich habe eine Flasche Kopfschmerztabletten gekauft. Dann hatte ich noch etwas Zeit, und ...«

»Ich weiß: Sie haben nebenan bei Christie's einen Kaffee getrunken und waren dann gegenüber bei Renny's.«

»Ja.«

»Sie haben das Aspirin doch nicht etwa mit heißem Kaffee eingenommen, oder?«

»Nein, ich hatte eine Flasche Mineralwasser im Wagen.« Sie zeigt aus dem Fenster auf einen grünen Taurus. »Damit habe ich sie eingenommen. Aber ich habe auch unter dem Sitz nachgesehen, Mr. ... Pete. Ich habe auch im Zündschloss nachgesehen.« Sie wirft ihm einen ungeduldigen Blick zu, der besagt: *Ich weiß, was Sie denken: So blöde kann sich nur eine Frau anstellen.*

»Nur eine Frage noch«, sagt er. »Wenn ich Ihre Autoschlüssel finde, gehen Sie dann heute Abend mit mir essen? Wir könnten uns im West Wharf treffen. Das ist an der Straße nach ...«

»Ich kenne das West Wharf«, sagt sie trotz ihrer zunehmenden Verzweiflung amüsiert. Cathy am Tresen tut nicht mal mehr so, als würde sie ihre Zeitschrift lesen. Das ist viel besser als *Redbook*. »Woher wissen Sie denn, dass ich nicht verheiratet bin oder so?«

»Sie tragen keinen Ehering«, erwidert er prompt, obwohl er ihre Hände noch gar nicht angeschaut hat, jedenfalls nicht genau. »Und außerdem dachte ich auch mehr an gedämpfte Venusmuscheln mit Krautsalat und Erdbeertörtchen zum Nachtschiff als an einen Bund fürs Leben.«

Sie schaut auf die Uhr. »Pete ... Mr. Moore ... Es tut mir leid, aber ich habe gegenwärtig überhaupt kein Interesse an einem Flirt. Wenn Sie mich fahren, gehe ich sehr gern mit Ihnen essen. Aber ...«

»Mehr verlange ich gar nicht«, sagt er. »Aber Sie wer-

den mit Ihrem eigenen Wagen fahren, glaube ich, und deshalb sollten wir uns verabreden. Wäre Ihnen halb sechs recht?«

»Ja, gut, aber ...«

»Okay.« Pete ist glücklich. Das ist schön. Es ist schön, glücklich zu sein. An vielen Tagen der vergangenen paar Jahre war er nicht einmal in Rufweite des Glücks, und er weiß nicht, woran das liegt. Zu viele versumpfte Nächte in den Kneipen am Highway 302, von hier bis North Conway? Na gut, aber ist das alles? Vielleicht nicht, aber jetzt ist auch nicht der richtige Zeitpunkt, darüber nachzudenken. Die Dame hat einen Termin einzuhalten. Wenn sie pünktlich kommt und das Haus verkauft – wer weiß, was Pete Moore dann noch alles bevorsteht? Und selbst wenn nicht, wird er ihr doch helfen können. Das spürt er.

»Ich werde jetzt etwas Seltsames tun«, sagt er. »Lassen Sie sich davon nicht beunruhigen, ja? Das ist nur ein kleiner Trick, so wie man sich einen Finger unter die Nase hält, um ein Niesen aufzuhalten, oder sich an die Stirn klopft, wenn man sich an einen Namen erinnern will. Okay?«

»Klar«, sagt sie, völlig baff.

Pete schließt die Augen, hebt sich seine lose geballte Faust vors Gesicht und streckt dann den Zeigefinger aus. Er bewegt ihn vor und zurück.

Trish schaut zu Cathy, der Verkäuferin, hinüber. Cathy zuckt mit den Achseln, wie um zu sagen: *Wer weiß*.

»Mr. Moore?« Jetzt klingt Trish beunruhigt. »Mr. Moore, vielleicht sollte ich besser ...«

Pete schlägt die Augen auf, atmet tief durch und lässt seine Hand sinken. Er schaut an ihr vorbei zur Tür.

»Also gut«, sagt er. »Sie sind reingekommen ...« Seine Augen bewegen sich, als würde er ihr beim Hereinkommen zusehen. »Und sind hier an den Tresen ge-

gangen ...« Sein Blick schweift dorthin. »Sie haben wahrscheinlich gefragt: ›Wo steht denn das Aspirin?‹ Irgendwas in der Richtung.«

»Ja, ich ...«

»Nur dass Sie sich noch etwas genommen haben.« Er kann es jetzt am Süßigkeitenständer sehen: eine leuchtend gelbe Spur wie ein Handabdruck. »Ein Snickers?«

»Ein Mounds.« Sie hat große Augen bekommen. »Woher wissen Sie das?«

»Sie nahmen den Schokoriegel, und dann erst gingen Sie das Aspirin holen ...« Er schaut jetzt hinüber zu Gang zwei. »Anschließend haben Sie bezahlt und sind rausgegangen ... Gehen wir doch kurz nach draußen. Tschüs, Cathy.«

Cathy nickt nur und schaut ihn aus großen Augen an.

Pete geht hinaus, achtet nicht auf das Bimmeln des Glöckchens und nicht auf den Regen, der jetzt wirklich Regen ist. Das Gelbe ist auf dem Bürgersteig, verblasst aber. Der Regen spült es fort. Aber er kann es noch sehen und freut sich, dass er es sieht. Dieser Klick. Köstlich. Es ist die Linie. Es ist lange her, dass er sie so deutlich gesehen hat.

»Zurück zu Ihrem Wagen«, sagt er, jetzt ins Selbstgespräch vertieft. »Um mit Ihrem Wasser ein paar Aspirin-tabletten einzunehmen ...«

Er geht über den Bürgersteig langsam auf den Taurus zu. Die Frau folgt ihm und schaut jetzt noch besorgter. Fast verängstigt.

»Sie machten die Tür auf. Sie hatten Ihre Handtasche ... Ihre Schlüssel ... Ihr Aspirin ... Ihren Schokoriegel ... die ganzen Sachen ... und haben sie von einer Hand in die andere getan ... und in diesem Moment ...«

Er bückt sich, steckt die Hand bis zur Manschette in das im Rinnstein fließende Wasser und zieht etwas daraus hervor. Er reicht es ihr mit einer schwungvollen Be-

wegung wie ein Zauberer. Die Schlüssel blinken silbern vor dem Regenhimmel.

»... sind Ihnen die Schlüssel heruntergefallen.«

Sie nimmt sie nicht sofort entgegen. Sie starrt ihn nur mit offenem Mund an, als hätte er vor ihren Augen schwarze Magie zelebriert.

»Nur zu«, sagt er, und sein Lächeln schwindet ein wenig. »Nehmen Sie. Das war nun wirklich nicht unheimlich. Das ist größtenteils eine Frage der richtigen Schlussfolgerungen. So was kann ich gut. He, Sie sollten mich dabeihaben, wenn Sie sich mal verfahren. Ich finde immer den Weg.«

Da nimmt sie die Schlüssel, ganz hastig, und achtet darauf, seine Finger nicht zu berühren, und in diesem Moment weiß er, dass sie sich später nicht mit ihm treffen wird. Man braucht keine übersinnlichen Fähigkeiten, um das mitzukriegen; er muss ihr nur in die Augen schauen, die nun eher verängstigt als dankbar blicken.

»Danke ... vielen Dank«, sagt sie. Mit einem Mal ist sie sehr darauf bedacht, ihm nicht zu nahe zu kommen.

»Gern geschehen. Und denken Sie dran: um halb sechs im West Wharf. Da gibt es die besten Muscheln in dieser Ecke von Maine.« Den Schein wahren. Manchmal muss man den Schein wahren, ganz egal, wie einem dabei zumute ist. Und obwohl einiges vom Glück des Nachmittags verflogen ist, ist etliches doch noch da; er hat die Linie gesehen, und das macht ihn immer froh. Es ist nur ein kleiner Trick, aber es ist gut zu wissen, dass er ihn noch beherrscht.

»Halb sechs«, wiederholt sie, aber als sie ihre Autotür öffnet, schaut sie sich mit einem Blick zu ihm um, als wäre er ein Hund, der vielleicht zuschnappt, wenn man ihn von der Leine lässt. Sie ist heilfroh, nicht mit ihm nach Fryeburg fahren zu müssen. Auch um das zu wissen, muss Pete nicht Gedanken lesen können.

Er steht da im Regen und sieht ihr zu, wie sie aus der schrägen Parkbucht zurücksetzt, und als sie davonfährt, winkt er ihr frohgemut wie ein guter Autoverkäufer nach. Sie antwortet mit einer achtlosen Fingerbewegung, und als er ins West Wharf kommt (um Viertel nach fünf, überpünktlich, nur für alle Fälle), ist sie natürlich nicht da, und auch eine Stunde später ist sie noch nicht gekommen. Er bleibt trotzdem eine ganze Weile, sitzt am Tresen, trinkt Bier und schaut dem Verkehr draußen auf dem 302 zu. Um Viertel vor sechs meint er sie vorbeifahren zu sehen, ohne abzubremesen, ein grüner Taurus braust durch den Regen, der mittlerweile ein Wolkenbruch ist, ein grüner Taurus, der möglicherweise einen hellgelben Nimbus hinter sich herzieht, der sich sofort in der trüben Luft auflöst.

Selbe Scheiße, anderer Tag, denkt er, und jetzt ist ihm die gute Laune vergangen, und die Traurigkeit ist wieder da, diese Traurigkeit, die sich anfühlt, als hätte er sie verdient, als wäre sie die Strafe für einen noch nicht gänzlich vergessenen Verrat. Er steckt sich eine Zigarette an – damals, als kleiner Junge, hat er immer so getan, als würde er rauchen, und jetzt muss er nicht mehr so tun – und bestellt sich noch ein Bier.

Milt bringt es, sagt aber: »Du solltest nicht so viel auf nüchternen Magen trinken, Peter.«

Also bestellt sich Pete einen Teller Muscheln und isst sogar einige, in Sauce Tartare getunkt, und trinkt noch ein paar Bier dazu, und irgendwann, bevor er dann zu einem Laden aufbricht, wo man ihn nicht so gut kennt, versucht er noch bei Jonesy unten in Massachusetts anzurufen. Aber Jonesy und Carla haben einen ihrer seltenen freien Abende, und er bekommt nur die Babysitterin ans Telefon, die ihn fragt, ob er eine Nachricht hinterlassen möchte.

Pete hätte fast verneint, überlegt es sich dann aber an-

ders. »Sagen Sie ihm nur, dass Pete angerufen hat. Richten Sie ihm aus: SS AT.«

»S ... S ... A ... T.« Sie schreibt es auf. »Und er weiß, was das ...«

»O ja«, sagt Pete. »Er weiß, was das bedeutet.«

Um Mitternacht hockt er besoffen in irgendeinem Schuppen in New Hampshire, dem Muddy Rudder oder vielleicht auch Ruddy Mother, und versucht einer Tussi, die genauso breit ist, zu verklickern, er hätte wirklich geglaubt, er würde der erste Mensch auf dem Mars sein, und obwohl sie nickt und ja, ja, ja sagt, hat er so 'ne Ahnung, dass sie im Grunde nur noch einen Coffee Brandy spendiert haben möchte, bevor der Laden schließt. Und das ist auch okay. Das macht nichts. Morgen wird er mit Kopfschmerzen aufwachen, trotzdem zur Arbeit gehen und vielleicht ein Auto verkaufen und vielleicht auch nicht, und in jedem Fall geht es dann so weiter. Vielleicht verkauft er den burgunderroten Thunderbird, mach's gut, Baby. Früher war das alles mal anders, aber jetzt ist es immer dasselbe. Er kann damit leben. Für einen Typ wie ihn lautet die Faustregel immer SSAT – na und? Man ist aufgewachsen, ein Mann geworden, musste sich mit weniger zufriedengeben, als man sich erhofft hatte, und man durfte feststellen, dass an der Traummaschine ein großes Schild mit der Aufschrift defekt hängt.

Im November wird er mit seinen Freunden jagen gehen, und es reicht ihm, sich darauf zu freuen ... darauf und vielleicht noch, dass ihm diese besoffene Tussi draußen in seinem Wagen schön langsam und feucht und mit Lippenstift und allem einen bläst. Wer mehr will, handelt sich nur Kummer ein.

Träume sind was für Kinder.

Das Zimmer ist schummrig beleuchtet. Dafür sorgt Henry immer, wenn er Patienten empfängt. Er findet es bezeichnend, wie wenigen das anscheinend auffällt. Das liegt wohl daran, denkt er, dass ihr Gemütszustand ähnlich düster ist. Größtenteils behandelt er Neurotiker (*die wachsen förmlich auf den Bäumen*, wie er einmal zu Jonesy gesagt hat, als sie, har, har, gerade im Wald waren), und seiner – völlig unwissenschaftlichen – Einschätzung nach fungieren ihre Probleme als eine Art Polarisationsfilter zwischen ihnen und dem Rest der Welt. Je schwerwiegender die Neurose, desto tiefer die innere Dunkelheit. Meistens empfindet er für seine Patienten ein distanziertes Mitgefühl, manchmal auch Mitleid, und nur bei ganz wenigen Widerwillen oder Ungeduld. Und zu diesen zählt Barry Newman.

Patienten, die Henrys Praxis zum ersten Mal betreten, werden vor eine Wahl gestellt, die sie meistens nicht als solche bemerken. Wenn sie hereinkommen, sehen sie einen angenehmen (wenn auch recht düsteren) Raum mit einem Kamin linker Hand. Er ist mit einem dieser nie abbrennenden Holzscheite versehen, Birkenholzimitat aus Stahl, mit vier geschickt darunter verborgenen Gasdüsen. Neben dem Kamin befindet sich ein Ohrensessel, in dem Henry immer sitzt, unter einer ausgezeichneten Reproduktion von van Goghs »Ringelblumen«. (Henry sagt manchmal zu Kollegen, jeder Psychiater sollte mindestens einen van Gogh im Sprechzimmer hängen haben.) Gegenüber stehen ein Sessel und eine Couch. Henry ist jedes Mal gespannt, wofür sich ein neuer Patient entscheidet. Er ist natürlich lange genug in der Branche tätig, um zu wissen, dass ein Patient später meistens wieder das wählt, wofür er sich schon beim ersten Mal entschieden hat. Das wäre Stoff für einen Aufsatz. Hen-

ry weiß das, kann aber die These nicht herausarbeiten. Und außerdem hat er heutzutage sowieso kaum noch Interesse an Aufsätzen und Zeitschriften und Konferenzen und Kolloquien. Früher war ihm das wichtig, aber das hat sich geändert. Er schläft weniger, isst weniger, lacht auch weniger. Eine Dunkelheit ist auch in sein Leben eingezogen – dieser Polarisationsfilter –, und Henry ertappt sich dabei, dass er nichts dagegen hat. Ist das Licht nicht so grell.

Barry Newman war von Anfang an ein Couchmensch, und bei ihm wäre Henry nie auf den Irrtum verfallen, das hätte irgendwas mit seiner Geistesverfassung zu tun. Die Couch ist für Barry schlicht und einfach bequemer, auch wenn ihm Henry manchmal die Hand reichen und ihm aufhelfen muss, wenn seine fünfzig Minuten um sind. Barry Newman ist ein Meter siebenzig groß und wiegt hundertneunzig Kilo. Und deshalb mag er die Couch.

Barry Newmans Sitzungen sind normalerweise ausführliche, monotone Berichte über die gastronomischen Abenteuer der jeweiligen Woche. Nicht dass Barry ein anspruchsvoller Esser wäre, o nein, Barry ist genau das Gegenteil. Barry isst alles, was sich in seine Nähe verirrt. Barry ist eine Fressmaschine. Und sein Gedächtnis ist, zumindest was dieses Thema anbelangt, ausgezeichnet.

Henry hat es schon fast aufgegeben, Barry von den Bäumen wegzuzerren, vor denen er den Wald nicht sieht. Teilweise liegt es an Barrys beständigem Verlangen, in aller Ausführlichkeit über Essen zu sprechen, und teilweise daran, dass Henry Barry nicht ausstehen kann und es nie konnte. Barrys Eltern sind tot. Dad starb, als Barry sechzehn war, Mama, als er zweiundzwanzig war. Sie haben ihm einen immensen Besitz hinterlassen, der aber treuhänderisch verwaltet wird, bis Barry dreißig ist. Dann kann er an das Kapital ... wenn

er in Therapie bleibt. Andernfalls geht das so weiter, bis er fünfzig ist.

Henry bezweifelt, dass Barry Newman die fünfzig erreicht.

Barrys Blutdruck (das hat er Henry nicht ohne Stolz erzählt) liegt bei 190 zu 140.

Barrys Cholesterinspiegel liegt bei 290; er ist eine wahre Goldgrube an Lipiden.

Ich bin ein wandelnder Schlaganfall, ein wandelnder Herzinfarkt, hat er zu Henry gesagt, mit der vergnügten Feierlichkeit eines Menschen, der die harte, ungeschminkte Wahrheit aussprechen kann, weil er im Grunde seines Herzens weiß, dass ihm ein solches Ende nicht bestimmt ist, nein, ihm nicht.

»Zum Mittag habe ich bei Burger King zwei doppelte Cheeseburger gegessen«, erzählt er jetzt. »Die liebe ich, weil der Käse so richtig heiß ist.« Seine wulstigen Lippen – für einen so kräftigen Menschen hat er einen erstaunlich kleinen Mund, ein Karpfenmaul ist es – spannen sich und bibbern, als schmeckten sie den köstlich heißen Käse. »Dann habe ich einen Milkshake getrunken, und auf dem Heimweg habe ich ein paar Mallomars gegessen. Ich habe Mittagsschlaf gehalten, und als ich aufgestanden bin, hab ich mir in der Mikrowelle eine ganze Packung tiefgefrorene Waffeln gemacht. ›Leggo my Eggo!‹«, kräht er und bricht in Gelächter aus. Es ist das Lachen eines Mannes, der sich freudigen Erinnerungen hingibt – an den Anblick eines Sonnenuntergangs oder daran, wie fest sich eine Frauenbrust unter einer zarten Seidenbluse anfühlte (nicht dass Barry, Henrys Einschätzung nach, je so etwas gefühlt hat), oder an die kompakte Wärme eines Sandstrands.

»Die meisten Leute machen ihre Eggo-Waffeln mit dem Toaster, aber ich finde, davon werden sie zu knusp-

rig«, fährt Barry fort. »In der Mikrowelle werden sie einfach nur heiß und weich. Heiß ... und weich.« Er schmatzt mit seinem Karpfenmaul. »Ich hatte Gewissensbisse, weil ich die ganze Packung gegessen habe.« Das wirft er jetzt als Randbemerkung ein, wie um Henry an seine Arbeit zu erinnern. Solche kleinen Gefälligkeiten teilt er vier-, fünfmal pro Sitzung aus ... und dann geht es wieder ums Essen.

Barry ist mittlerweile bei Dienstagabend angelangt. Da es Freitag ist, stehen noch zahlreiche Haupt- und Zwischenmahlzeiten aus. Henry lässt seine Gedanken schweifen. Barry ist heute sein letzter Patient. Wenn Barry seine Kalorieninventur abgeschlossen hat, wird Henry nach Hause gehen und packen. Morgen früh wird er um sechs aufstehen, und irgendwann zwischen sieben und acht wird Jonesy bei ihm vorfahren. Sie werden ihre Sachen in Henrys alten Scout laden, den er nur noch für diese herbstlichen Jagdausflüge behalten hat, und um halb neun werden die beiden dann nach Norden aufbrechen. Unterwegs holen sie Pete in Bridgton ab und fahren dann beim Biber vorbei, der immer noch in der Nähe von Derry wohnt. Abends sind sie dann in ihrer Hütte oben in Jefferson Tract, spielen im Wohnzimmer Karten und hören zu, wie der Wind schwermütige Lieder um ihr Dach pfeift. Ihre Gewehre stehen in der Küche in der Ecke, und ihre Jagdscheine hängen an einem Haken an der Hintertür.

Er wird mit seinen Freunden zusammen sein, und das kommt ihm immer wie eine Art Heimkehr vor. Für eine Woche hebt sich der Polarisationsfilter vielleicht ein wenig. Sie werden über die alten Zeiten reden, werden über Bibers rüde Sprüche lachen, und wenn der eine oder andere von ihnen tatsächlich einen Hirsch schießt – umso besser. Gemeinsam sind sie immer noch gut. Gemeinsam trotzen sie immer noch der Zeit.

Weit im Hintergrund schwafelt Barry Newman ohne Unterlass. Schweinekoteletts mit Kartoffelpüree und vor Butter triefende, gebratene Maiskolben und Pepperidge-Farm-Schokoladenkuchen und eine Schale Pepsi Cola mit vier Kugeln Chunky-Monkey-Eis von Ben and Jerry's drin und Spiegeleier, gekochte Eier, pochierte Eier ...

Henry nickt an den passenden Stellen und hört sich das alles an, ohne zuzuhören. Das ist ein alter Psychiatertrick.

Henry und seine alten Freunde haben weiß Gott auch ihre Probleme. Biber ist eine Niete, wenn es um Beziehungen geht, Pete trinkt zu viel (viel zu viel, findet Henry), Jonesy und Carla sind nur knapp an einer Scheidung vorbeigeschrammt, und Henry ringt gerade mit einer Depression, die ihm ebenso verführerisch wie unangenehm erscheint. Also: auch sie sind vom Leben gebeutelt. Aber gemeinsam sind sie immer noch gut, fast wie in alten Zeiten, und morgen Abend werden sie zusammen sein. Für acht Tage dieses Jahr. Das ist schön.

»Ich weiß, ich sollte das nicht tun, aber ich verspüre frühmorgens einfach diesen *Zwang*. Hat vielleicht was mit niedrigem Blutzuckerspiegel zu tun, das wird es wohl sein. Jedenfalls habe ich dann den Rest von dem Obstkuchen gegessen, der im Kühlschrank war, und dann hab ich mich ins Auto gesetzt, bin zu Dunkin' Donuts gefahren und habe ein Dutzend Dutch Apple und vier ...«

Henry, der immer noch an den alljährlichen Jagdurlaub denkt, der morgen beginnt, merkt erst, was er da gesagt hat, als es schon raus ist.

»Dieses zwanghafte Essen, Barry, hat vielleicht etwas damit zu tun, dass Sie glauben, Ihre Mutter umgebracht zu haben. Halten Sie das für möglich?«

Barry verstummt. Henry schaut zu ihm hinüber und sieht, dass ihn Barry Newman mit so großen Augen anstarrt, dass sie tatsächlich sichtbar sind. Henry weiß

zwar, dass er damit aufhören sollte – es geht ihn überhaupt nichts an und hat mit der Therapie nicht im Mindesten etwas zu tun –, aber er *will* nicht damit aufhören. Teilweise mag das damit zusammenhängen, dass er an seine alten Freunde gedacht hat, aber hauptsächlich rührt es von Barrys entsetztem Gesichtsausdruck her und der Blässe auf seinen Wangen. Was Henry an Barry wirklich gegen den Strich geht, so glaubt er, ist Barrys Selbstgefälligkeit, seine Überzeugung, dass es völlig unnötig wäre, sein selbstzerstörerisches Verhalten zu ändern, geschweige denn, nach dessen Ursachen zu forschen.

»Sie glauben doch, dass Sie sie umgebracht haben, nicht wahr?«, fragt Henry. Er sagt das so dahin, fast beiläufig.

»Ich ... ich habe nie ... Ich protestiere ...«

»Sie rief und rief und sagte, sie hätte Schmerzen in der Brust, aber das hat sie natürlich oft gesagt, nicht wahr? Jede zweite Woche. Jeden zweiten *Tag*, so kam es einem manchmal vor. Sie rief es runter zu Ihnen: ›Barry, ruf Dr. Withers an. Barry, ruf einen Krankenwagen. Barry, ruf den Notarzt.«

Sie haben nie über Barrys Eltern gesprochen. Auf seine ebenso weichliche wie zähe Art lässt Barry das nicht zu. Er fängt an, über sie zu reden – es kommt einem jedenfalls so vor –, und: zack, spricht er schon wieder über Lambraten oder Brathähnchen oder gebratene Ente mit Orangensauce und ist wieder bei seiner Inventur. Daher weiß Henry nichts über Barrys Eltern und schon gar nichts über den Tag, an dem Barrys Mutter starb, aus dem Bett fiel und auf den Teppich pinkelte und schrie und schrie, hundertvierzig Kilo schwer und widerlich fett, und schrie und schrie. Er kann unmöglich davon wissen, denn ihm hat niemand davon erzählt, und trotzdem weiß er es. Und damals war Barry

auch noch schlanker. Verhältnismäßig grazile fünfundachtzig Kilo.

Das ist Henrys Version der Linie. Die Linie sehen. Henry hat sie jetzt gut fünf Jahre nicht mehr gesehen (höchstens manchmal im Traum), hatte schon gedacht, all das sei vorbei, und da ist sie wieder.

»Sie haben vor dem Fernseher gegessen und sie schreien gehört«, sagt er. »Sie haben da gegessen und Ricky Lake geguckt und – was? – einen Käsekuchen von Sara Lee gegessen? Eine Schale Eis? Ich weiß es nicht. Jedenfalls haben Sie sie schreien lassen.«

»Hörn Sie auf!«

»Sie haben sie schreien lassen, und warum denn auch nicht? *Sie hatte ihr ganzes Leben lang blinden Alarm geschlagen.* Sie sind ja nicht dumm, und Sie wussten das. So was kommt schon mal vor. Ich glaube, auch das wissen Sie. Sie haben sich selbst die Hauptrolle in Ihrem eigenen kleinen Tennessee-Williams-Stück ausgesucht, weil Sie gern essen. Und jetzt kommt etwas, was Sie nicht glauben: *Es wird Sie wirklich umbringen.* Ingeheim glauben Sie das nicht, aber es ist wahr. Ihr Herz pocht ja bereits, wie ein versehentlich Beerdigter mit Fäusten an seinen Sargdeckel pocht. Wie wird das erst, wenn Sie noch vierzig oder fünfzig Kilo zunehmen?«

»Sein Sie ...«

»Wenn Sie fallen, Barry, wird es wie der Fall Babels in der Wüste sein. Wer Sie untergehen sieht, Barry, wird noch *jahrelang* davon sprechen. Mann, Sie werden mit Ihrem Sturz das Geschirr aus den Schränken schlagen ...«

»Hörn Sie auf!« Barry sitzt jetzt aufrecht, hat sich diesmal von Henry nicht aufhelfen lassen und ist leichenfahl, bis auf die kleinen roten Flecken auf seinen Wangen.

»Bei diesem Knall schwappt der Kaffee aus den Tassen, und Sie werden sich einnässen, genau wie Ihre Mutter ...«

»HÖRN SIE AUF!«, kreischt Barry Newman. »HÖRN SIE AUF! SIE UNMENSCH!«

Aber Henry kann nicht aufhören. Er kann es einfach nicht. Er sieht die Linie, und wenn man die Linie sieht, kann man den Blick nicht mehr davon lösen.

»... es sei denn, Sie erwachen aus diesem Unheil bringenden Traum. Verstehen Sie, Barry ...«

Aber Barry will nicht verstehen, will überhaupt nichts verstehen. Er braust zur Tür, mit seinen mächtigen Hinterbacken wackelnd, und dann ist er fort.

Zunächst bleibt Henry reglos sitzen und lauscht dem Davondonnern der Einmannbüffelherde namens Barry Newman. Sein Wartezimmer ist leer, er hat keine Sprechstundenhilfe, und da Barry weg ist, ist seine Arbeitswoche beendet. Was soll's. Ein schöner Schlamassel. Er geht zur Couch und legt sich hin.

»Doktor, ich habe gerade Mist gebaut«, sagt er.

Inwiefern, Henry?

»Ich habe einem Patienten die Wahrheit gesagt.«

Wenn wir die Wahrheit kennen, Henry, befreit sie uns dann nicht?

»Nein«, antwortet er sich selbst und schaut dabei zur Decke. »Nicht im Mindesten.«

Mach die Augen zu, Henry.

»Gern, Doktor.«

Er schließt die Augen. Der Raum weicht einer Dunkelheit, und das ist gut so. Er hat sich mit der Dunkelheit angefreundet. Morgen trifft er dann seine anderen Freunde (jedenfalls drei von ihnen), und dann wird er auch das Licht wieder ertragen können. Aber heute ... jetzt ...

»Doktor?«

Ja, Henry.

»Das ist nun wirklich ein Fall von ›selbe Scheiße, anderer Tag‹. Ist Ihnen das klar?«

Was soll das heißen, Henry? Was bedeutet das für Sie?

»Alles«, sagt er mit geschlossenen Augen und fügt dann hinzu: »Nichts.« Doch das ist eine Lüge. Und nicht die erste, die hier je aufgetischt wurde.

Er liegt mit geschlossenen Augen auf seiner Couch, die Hände auf der Brust verschränkt wie ein Leichnam bei einer Totenwache, und irgendwann schläft er ein.

Am Tag darauf fahren sie zu viert auf die Jagd, und es werden fabelhafte acht Tage. Die großen Jagdreisen gehen ihrem Ende entgegen, es kommen nur noch einige wenige, aber das wissen sie natürlich nicht. Die wahre Dunkelheit steht ihnen erst in ein paar Jahren bevor, rückt aber bereits näher.

Die Dunkelheit rückt näher.

2001: Jonesys Schüler-Lehrer-Besprechung

Wir kennen die Tage nicht, die unser Leben ändern werden. Und das ist wahrscheinlich auch gut so. An dem Tag, der seines ändern wird, sitzt Jonesy in seinem Büro im zweiten Stock des Emerson College, schaut hinaus auf seinen kleinen Streifen Boston und denkt, wie unrecht T. S. Eliot damit hatte, den April als grausamsten Monat zu bezeichnen, nur weil ein wandernder Zimmermann aus Nazareth angeblich in diesem Monat wegen Aufwiegelung des Volkes gekreuzigt wurde. Wer in Boston lebt, weiß, dass der März der grausamste Monat ist, wenn er ein paar Tage lang falsche Hoffnungen stiftet, nur um dann mit erneutem Frost zuzuschlagen. Heute ist einer dieser Tage mit launenhaftem Wetter, an denen es so aussieht, als wollte es nun wirklich Frühling werden, und er überlegt, spazieren zu gehen, wenn die unangenehme Kleinigkeit erledigt ist, die ihm bevorsteht. Zu diesem Zeitpunkt hat Jonesy natürlich keine Ahnung, *wie*

unangenehm ein Tag werden kann; keine Ahnung, dass er diesen Tag in einem Krankenhauszimmer beschließen wird, zerschlagen und um sein bloßes Leben kämpfend.

Selbe Scheiße, anderer Tag, denkt er, aber das wird eine gänzlich andere Scheiße sein.

Da klingelt das Telefon, und er nimmt sofort ab, von einer freudigen Erwartung erfüllt: Das wird Defuniak sein, der seinen Termin um elf absagen will. *Dem schwant, was ihm blüht*, denkt Jonesy, und das ist durchaus möglich. Normalerweise bitten die Collegestudenten beim Professor um einen Termin. Wenn aber ein Student eine Vorladung von einem Professor bekommt ... tja, man muss kein Genie sein, um zu wissen, was das bedeutet.

»Hallo, hier Jones«, sagt er.

»He, Jonesy, wie geht's dir denn?«

Diese Stimme würde er immer auf Anhieb erkennen.

»Henry! He! Gut geht's mir!«

Nun, im Grunde geht es ihm nicht ganz so gut, da ihm in einer Viertelstunde Defuniak bevorsteht, aber das ist ja alles relativ, nicht wahr? Verglichen damit, wie es ihm zwölf Stunden später gehen wird, wenn er an diese ganzen piependen Geräte angeschlossen sein wird, eine Operation hinter sich und noch drei vor sich, pupt Jonesy, wie man so schön sagt, noch in seidene Tücher.

»Freut mich zu hören.«

Jonesy könnte Henry die Niedergeschlagenheit angehört haben, aber wahrscheinlich hat er sie eher gespürt.

»Henry? Was ist denn?«

Schweigen. Jonesy will eben die Frage wiederholen, da antwortet Henry.

»Einer meiner Patienten ist gestern gestorben. Ich habe den Nachruf zufällig in der Zeitung gesehen. Barry Newman hieß er.« Henry hält inne. »Er war ein Couchmensch.«

Jonesy weiß nicht, was das bedeutet, aber dass sein alter Freund leidet, das weiß er.

»Selbstmord?«

»Herzinfarkt. Mit neunundzwanzig Jahren. Hat sich selbst mit Gabel und Löffel sein Grab gegraben.«

»Mein Beileid.«

»Er war seit fast drei Jahren nicht mehr bei mir. Ich habe ihn vertrieben. Ich hatte ... na, so was eben. Weißt du, was ich meine?«

Jonesy glaubt schon. »War es die Linie?«

Henry seufzt. Bei Jonesy klingt es nicht bedauernd. Es klingt erleichtert. »Ja. Ich hab ihm richtig einen rein-gewürgt. Er ist abgehauen, als hätte er Feuer unter dem Hintern gehabt.«

»Deshalb bist du noch lange nicht für seine Herz-kranzgefäße verantwortlich.«

»Da hast du vielleicht recht. Aber es fühlt sich anders an.« Schweigen. Dann, mit einem Anflug von Amüsiert-heit: »Ist das nicht eine Strophe aus einem Song von Jim Croce? Und du? Geht's dir gut, Jonesy?«

»Mir? Ja. Wieso fragst du?«

»Ich weiß nicht«, sagt Henry. »Es ist nur ... Ich muss an dich denken, seit ich die Zeitung aufgeschlagen und Barrys Bild auf der Seite mit den Nachrufen gesehen habe. Ich möchte, dass du auf dich aufpasst.«

Jonesy spürt eine gewisse Kälte in seine Knochen (von denen viele bald gebrochen sein werden) kriechen. »Was genau meinst du damit?«

»Ich weiß nicht«, sagt Henry. »Vielleicht ist es gar nichts. Aber ...«

»Ist es die Linie?« Jonesy ist beunruhigt. Er dreht sich auf seinem Stuhl um und schaut zum Fenster hin-aus in den launenhaften Frühlingssonnenschein. Ihm kommt in den Sinn, dass dieser Defuniak vielleicht ge-stört ist und eine Schusswaffe dabei hat (*Packing heat*,

wie es in den Krimis und Thrillern immer heißt, die Jonesy so gern in seiner Freizeit liest) und Henry das irgendwie mitbekommen hat. »Henry, ist es kein Prall, kein Spiel?«

»Keine Ahnung. Höchstwahrscheinlich ist das nur eine verlagerte Reaktion von mir darauf, dass ich Barrys Bild auf der Seite mit den Nachrufen gesehen habe. Aber pass in nächster Zeit auf dich auf, hörst du?«

»Ja ... gut. Mach ich.«

»Schön.«

»Und dir geht's gut?«

»Mir geht es gut.«

Doch Jonesy glaubt nicht, dass es Henry gut geht. Er will eben noch etwas sagen, als sich hinter ihm jemand räuspert und ihm klar wird, dass Defuniak eingetroffen ist.

»Na, das ist doch schön«, sagt er und dreht sich auf seinem Stuhl um. Ja, da steht sein Elf-Uhr-Termin im Türrahmen und sieht ganz und gar harmlos aus: nur ein Junge in einem dicken, alten Dufflecoat, der zu warm für dieses Wetter ist; er sieht dünn und unterernährt aus, trägt einen Ohrring, und seine irgendwie punkige Frisur ragt stachelig über seine besorgt blickenden Augen. »Henry, ich habe einen Termin. Ich rufe dich zurück ...«

»Nein, das ist nicht nötig. Wirklich nicht.«

»Bestimmt nicht?«

»Nein. Aber da ist noch etwas. Hast du noch dreißig Sekunden Zeit?«

»Klar.« Er hält einen Finger hoch, und Defuniak nickt. Er bleibt aber stehen, bis Jonesy auf den, von seinem eigenen abgesehen, einzigen Stuhl in seinem kleinen Büro weist, auf dem keine Bücher aufgestapelt sind. Defuniak geht zögerlich dorthin. Ins Telefon sagt Jonesy: »Schieß los.«

»Ich glaube, wir sollten nach Derry fahren. Nur ein

kleiner Ausflug, nur wir beide. Unseren alten Freund besuchen.«

»Du meinst ...?« Aber mit einem Fremden im Zimmer will er diesen babyhaft klingenden Namen nicht aussprechen.

Er muss es auch nicht. Henry übernimmt das. Einst waren sie zu viert, dann waren sie für kurze Zeit zu fünf und dann waren sie wieder zu viert. Doch der Fünfte hat sie eigentlich nie verlassen. Henry spricht den Namen aus, den Namen eines Jungen, der auf wundersame Weise immer noch ein Junge ist. Bei ihm sind Henrys Sorgen nicht so vage und lassen sich leichter ausdrücken. Nicht dass er etwas wüsste, erzählt er Jonesy, es ist nur so ein Gefühl, dass sich ihr alter Freund über einen Besuch freuen würde.

»Hast du denn mit seiner Mutter gesprochen?«, fragt Jonesy.

»Ich glaube, es wäre besser, wenn wir einfach ... unangemeldet vorbeischaun«, sagt Henry. »Wie sieht's denn an diesem Wochenende in deinem Terminkalender aus? Oder am nächsten?«

Da muss Jonesy nicht nachschauen. Das Wochenende beginnt übermorgen. Am Samstag hat er noch einen Fakultätstermin, aber den kann er problemlos schwänzen.

»Ich könnte dieses Wochenende an beiden Tagen«, sagt er. »Wenn ich am Samstag kommen würde? Um zehn?«

»Das wäre schön.« Henry klingt erleichtert, schon eher ganz wieder der Alte. Jonesy wird ein wenig lockerer. »Bestimmt?«

»Wenn du meinst, dass wir ...« Jonesy zögert. »... Douglas besuchen sollten, dann sollten wir das wahrscheinlich tun. Haben wir viel zu lange nicht mehr gemacht.«

»Du hast jemand im Büro, oder?«

»Mhm.«

»Gut. Wir sehen uns dann am Samstag um zehn. He,

vielleicht nehmen wir den Scout. Der braucht mal Auslauf. Wie wäre das?»

»Das wäre toll.«

Henry lacht. »Packt dir Carla immer noch dein Lunchpaket, Jonesy?»

»Ja, das macht sie.« Jonesy schaut zu seiner Aktentasche hinüber.

»Was hast du heute? Thunfisch-Sandwich?»

»Eiersalat.«

»Mmmm. Okay, ich leg jetzt auf. SSAT, klar?»

»SSAT«, pflichtet Jonesy bei. Vor einem Studenten kann er ihren alten Freund nicht bei seinem richtigen Namen nennen, aber SSAT geht in Ordnung. »Wir sprechen uns später.«

»Und pass auf dich auf. *Das ist mein Ernst.*« Die Ernsthaftigkeit ist nicht zu überhören und ängstigt ihn ein wenig. Doch ehe Jonesy etwas erwidern kann (und was er sagen sollte, da Defuniak in der Ecke sitzt und zusieht und lauscht, weiß er ohnehin nicht), hat Henry schon aufgelegt.

Jonesy betrachtet den Hörer für einen Moment nachdenklich und legt dann ebenfalls auf. Er blättert in seinem Terminkalender, und am Samstag streicht er *Drinks bei Dekan Jacobson* durch und schreibt *Absagen – mit Henry nach Derry, D. besuchen* darunter. Doch das ist eine Verabredung, die er nicht einhalten wird. Am Samstag wird er an alles denken, aber nicht an Derry und seine alten Freunde.

Jonesy atmet tief ein und wieder aus und richtet seine Aufmerksamkeit dann auf seinen lästigen Elf-Uhr-Termin. Der Junge rutscht unbehaglich auf dem Stuhl hin und her. Er weiß durchaus, weshalb er hierher zitiert wurde, vermutet Jonesy.

»Also, Mr. Defuniak«, sagt er. »Ihrer Akte nach kommen Sie aus Maine.«

»Äh, ja. Aus Pittsfield. Ich ...«

»In Ihrer Akte steht auch, dass Sie Stipendiat sind und sich bisher gut geschlagen haben.«

Der Junge, das sieht er, ist mehr als nur besorgt. Er ist den Tränen nah. Herrgott. Es ist nicht einfach. Jonesy hat noch nie einen Studenten des Schummelns beschuldigen müssen, aber allzu lange unterrichtet er ja auch noch nicht, und deshalb geht er davon aus, dass es nicht das letzte Mal sein wird. Er hofft nur, dass es nicht zu oft vorkommen wird. Denn es ist hart; Biber würde Kakorama dazu sagen.

»Mr. Defuniak – David –, wissen Sie, was mit einem Stipendium geschieht, wenn der Stipendiat beim Schummeln erwischt wird? Sagen wir mal, bei einer Prüfung in der Mitte des Semesters?«

Der Junge zuckt zusammen, als hätte ihm gerade irgendein unter dem Stuhl verborgener Scherzbold einen leichten Stromschlag in den dürren Arsch gejagt. Jetzt bibbern seine Lippen, und die erste Träne, ach Gott, da läuft sie seine milchbärtige Wange hinab.

»Das kann ich Ihnen verraten«, sagt Jonesy. »Solche Stipendien verfallen. Das passiert mit ihnen. Schwups, und sie lösen sich in Luft auf.«

»Ich ... ich ...«

Auf Jonesys Schreibtisch liegt eine Mappe. Er schlägt sie auf und nimmt eine Prüfung über europäische Geschichte heraus, eine dieser Multiple-Choice-Ungeheuerlichkeiten, auf welche die Fakultät in ihrer immensen Unweisheit beharrt. Oben drüber steht mit den schwarzen Strichen eines IBM-Bleistifts (»Kreuzen Sie deutlich an, und radieren Sie vollständig, wenn Sie etwas tilgen müssen«) der Name DAVID DEFUNIAK.

»Ich habe mir Ihre Leistungen im Seminar angesehen; ich habe Ihren Aufsatz über den Feudalismus im mittelalterlichen Frankreich noch einmal quergelesen; ich

habe mir Ihre Mitschriften angesehen. Sie haben sich zwar nicht mit Ruhm bekleckert, haben sich aber wacker geschlagen. Und mir ist bewusst, dass Sie das hier nur als Pflichtkurs absolvieren. Ihre wahren Interessen liegen nicht in meinem Gebiet, nicht wahr?«

Defuniak schüttelt stumm den Kopf. Die Tränen auf seinen Wangen schimmern im tückischen Mittemärzsonnenschein.

Auf Jonesys Schreibtisch steht ein Karton Taschentücher, und er wirft ihn Defuniak hin, der ihn trotz seiner Verzweiflung sauber auffängt. Gute Reflexe. Mit neunzehn ist die Verdrahtung noch straff gespannt und alle Verbindungen schön solide.

Warte mal ein paar Jahre ab, Mr. Defuniak, denkt er. Ich bin gerade mal siebenunddreißig, und bei mir schlottert es schon hin und wieder.

»Vielleicht haben Sie noch eine Chance verdient«, sagt Jonesy.

Ganz langsam und bedächtig knüllt er Defuniaks Prüfbogen, der verdächtig makellos ist, eine Eins-plus-Arbeit, zusammen.

»Vielleicht waren Sie am Tag der Prüfung ja krank und haben gar nicht daran teilgenommen.«

»Ich war krank«, sagt David Defuniak geflissentlich.
»Ich glaube, ich hatte Grippe.«

»Dann sollte ich Ihnen wohl eine Hausarbeit aufgeben, statt des Multiple-Choice-Tests, an dem Ihre Kommilitonen teilnehmen mussten. Wenn Sie möchten. Statt der Prüfung, die Sie verpasst haben. Wäre Ihnen das recht?«

»Ja«, sagt der Junge und wischt sich gleich mit mehreren Taschentüchern die Augen trocken. Zumindest hat er ihm nicht diesen ganzen kleinlichen Quatsch aufgetischt, dass Jonesy ihm nichts beweisen könne, überhaupt nichts, dass er die Sache vor die Studentenvertretung bringen werde, dass er zu einem Protest aufrufen

werde und bla-bla-bla-di-bla. Nein, vielmehr weint er, und das ist nicht schön anzusehen, wahrscheinlich aber ein gutes Zeichen – mit neunzehn ist man noch jung, aber zu viele von ihnen haben in dem Alter schon keinerlei Gewissen mehr. Defuniak hat es ohne große Umschweife zugegeben, was darauf hindeuten mag, dass in ihm doch noch ein richtiger Mann schlummert. »Ja, das wäre toll.«

»Und Ihnen ist bewusst, wenn so etwas noch einmal vorkommt ...«

»Das wird es nicht«, sagt der Junge inbrünstig. »Das wird es nicht, Professor Jones.«

Jonesy ist zwar lediglich außerordentlicher Professor, macht sich aber nicht die Mühe, ihn zu berichtigen. Eines Tages wird er ja schließlich Professor Jones sein. Es wäre ihm wenigstens zu raten; er und seine Frau haben ein Haus voller Kinder, und ohne ein paar künftige Gehaltssprünge stünden ihnen harte Zeiten bevor. Und harte Zeiten haben sie schon hinter sich.

»Das will ich hoffen«, sagt er. »Schreiben Sie mir dreitausend Wörter über die kurzfristigen Folgen des normannischen Eroberungszugs, David, ja? Zitieren Sie aus den Quellen, aber schenken Sie sich die Fußnoten. Es soll informell sein, aber argumentieren Sie stichhaltig. Das will ich bis nächsten Montag haben. Verstanden?«

»Ja. Ja, Sir.«

»Wieso gehen Sie dann nicht los und fangen damit an?« Er zeigt auf Defuniaks schäbiges Schuhwerk. »Und wenn Sie das nächste Mal Bier kaufen wollen, kaufen Sie sich lieber neue Turnschuhe. Ich möchte nicht, dass Sie sich wieder eine Grippe holen.«

Defuniak geht zur Tür und dreht sich dann noch einmal um. Einerseits will er fort sein, ehe Mr. Jones es sich eventuell anders überlegt, aber andererseits ist er neunzehn Jahre alt. Und neugierig. »Woher wussten Sie das?

Sie waren an diesem Tag gar nicht da. Irgendein Student hatte Aufsicht bei dem Test.«

»Ich weiß es, und das reicht«, sagt Jonesy nicht ohne Schärfe. »Gehen Sie jetzt, mein Junge, und schreiben Sie einen guten Aufsatz. Werfen Sie Ihr Stipendium nicht weg. Ich bin auch aus Maine – aus Derry –, und ich kenne Pittsfield. Und da kommt man lieber her, als dass man dahin zurückgeht.«

»Da haben Sie recht«, sagt Defuniak mit einem Stoßseufzer. »Danke. Danke, dass Sie mir noch eine Chance geben.«

»Machen Sie die Tür hinter sich zu.«

Defuniak – der sein Schuhgeld nicht für Bier, sondern für einen Blumenstrauß mit den besten Genesungswünschen für Jonesy ausgeben wird – geht hinaus und schließt gehorsam die Tür hinter sich. Jonesy dreht sich auf seinem Stuhl um und schaut wieder aus dem Fenster. Der Sonnenschein ist tückisch, aber verlockend. Und da die Sache mit Defuniak besser als erwartet verlaufen ist, möchte er jetzt hinaus in den Sonnenschein, ehe weitere Wolken aufziehen oder es gar schneit. Er hatte eigentlich vorgehabt, im Büro zu essen, aber jetzt fasst er einen neuen Plan. Es ist der verheerendste Plan seines Lebens, aber das weiß Jonesy natürlich nicht. Der Plan besteht darin, seine Aktentasche zu nehmen, sich eine *Boston Phoenix* zu kaufen und über die Brücke nach Cambridge zu gehen. Dort will er sich auf eine Bank setzen und im Sonnenschein sein Eiersalatsandwich essen.

Er steht auf und verstaut Defuniaks Akte in dem mit D-F beschrifteten Aktenschrank. *Woher wussten Sie das?*, hat der Junge gefragt, und Jonesy gesteht sich ein, dass das eine gute Frage war. Eine ausgezeichnete Frage. Und die Antwort lautet: Er wusste es, weil ... er so was manchmal eben einfach weiß. Das ist die Wahrheit, und mehr ist da nicht dran. Hielte man ihm eine Pistole

an den Kopf, so würde er sagen, dass er es in der ersten Stunde nach der Prüfung herausgefunden habe, dass es dort direkt auf David Defuniaks Stirn geschrieben stand, groß und hell, in schuldbewusstem, rotem Neon leuchtend: SCHUMMLER SCHUMMLER SCHUMMLER.

Aber, Mann, das ist doch Quatsch: Er kann keine Gedanken lesen. Konnte er noch nie. Nie, nie, nie. Manchmal kommt ihm etwas in den Sinn, das schon. Auf diese Weise hat er von der Tablettensucht seiner Frau erfahren, und vielleicht wusste er auf diese Weise auch, dass Henry deprimiert war, als er anrief (*nein, das hast du ihm einfach angehört, du Blödmann*), aber so etwas kommt kaum noch vor. Seit dieser Sache mit dem Mädchen, mit Josie Rinkenhauer, ist nichts wirklich Seltsames mehr passiert. Vielleicht war da mal was gewesen, und vielleicht war es ihnen eine Zeit lang aus ihrer Kindheit und Jugend gefolgt, aber jetzt war es doch bestimmt verschwunden. Oder fast verschwunden.

Fast.

Er umkringelt in seinem Terminkalender die Worte *nach Derry* und schnappt sich dann seine Aktentasche. Und in diesem Moment kommt ihm ein neuer Gedanke, ganz plötzlich und irrelevant, aber doch ganz eindringlich: *Nimm dich in Acht vor Mr. Gray*.

Er bleibt stehen, den Türknauf schon in der Hand. Das war die eigene Stimme, da gibt es keinen Zweifel.

»Was?«, fragt er in das sonst menschenleere Zimmer hinein.

Nichts.

Jonesy verlässt sein Büro, schließt ab und rüttelt noch einmal am Schloss. In einer Ecke des Schwarzen Bretts an seiner Tür steckt eine weiße Karte. Jonesy löst sie und dreht sie um. Auf der Rückseite steht gedruckt: BIN UM EINS WIEDER DA – BIS DAHIN BIN ICH GESCHICHTE. In aller Seelenruhe steckt er die Karte mit dieser Sei-

te nach vorn an sein Schwarzes Brett, aber es wird fast zwei Monate dauern, bis Jonesy diesen Raum wieder betritt und sieht, dass sein Terminkalender immer noch am St. Patrick's Day aufgeschlagen ist.

Pass auf dich auf, hat Henry gesagt, aber Jonesy denkt nicht daran, auf sich aufzupassen. Er denkt an die Märzsonne. Er denkt daran, wie er sein Sandwich essen wird. Er denkt daran, dass er drüben in Cambridge vielleicht ein paar Mädchen sehen wird – die Röcke sind kurz und die Märzwinde keck. Er denkt an alles Mögliche, aber nicht daran, sich vor Mr. Gray in Acht zu nehmen. Und auch nicht daran, auf sich aufzupassen.

Das ist ein Fehler. Und so ändern sich Leben für immer.

Teil 1

Krebs

*Das Zittern hält mich ruhig. Ich sollte es wissen.
Was abfällt, ist ewig. Und ist nahe.
Ich erwache, um zu schlafen, und nehm mir zum
Erwachen Zeit.
Gehend lerne ich, wohin ich gehen muss.*

THEODORE ROETHKE

Kapitel 1

McCarthy

1

Jonesy hätte den Typ fast erschossen, als er aus dem Wald kam. Wie knapp war es? Noch ein Pfund Druck auf den Abzug des Garand, vielleicht auch nur ein halbes Pfund. Später, mit der Hellsichtigkeit, die manchmal auf das Entsetzen folgt, wünschte er, er hätte geschossen, bevor er die orangefarbene Mütze und Warnweste sah. Richard McCarthy umzubringen hätte nicht schaden können; es wäre sogar gut gewesen. Es hätte sie alle retten können, hätte er McCarthy erschossen.

2

Pete und Henry waren zu Gosselin's Market gefahren, dem nächsten Laden, um ihre Vorräte an Brot, Dosengetreide und Bier aufzustocken, den Grundnahrungsmitteln also. Sie hatten noch reichlich für zwei Tage, aber im Radio hieß es, es würde bald schneien. Henry hatte seinen Hirsch schon erlegt, eine große Hirschkuh, und Jonesy hatte so das Gefühl, dass sich Pete eher für ihren Biervorrat interessierte als dafür, selbst einen Hirsch zu schießen. Für Pete Moore war die Jagd ein Hobby, Bier aber eine Religion. Der Biber war irgendwo dort drau-

ßen, und da Jonesy im Umkreis von fünf Meilen keinen Gewehrschuss gehört hatte, nahm er an, dass der Biber, genau wie er selbst, noch auf der Lauer lag.

Gut siebzig Meter von ihrem Camp entfernt gab es in einem alten Ahornbaum einen Hochsitz, und dort saß Jonesy, trank Kaffee und las einen Krimi von Robert B. Parker, als er etwas sich nähern hörte und das Buch und die Thermoskanne beiseitelegte. In anderen Jahren hätte er vielleicht vor Aufregung den Kaffee verschüttet, aber diesmal nicht. Diesmal nahm er sich sogar noch die paar Sekunden Zeit, den knallroten Verschluss der Thermoskanne zuzuschrauben.

Die vier kamen seit sechsundzwanzig Jahren in der ersten Novemberwoche zur Jagd hier herauf, wenn man die Male mitzählte, die Bibers Dad sie mitgenommen hatte, und Jonesy hatte sich nie um diesen Hochsitz im Baum geschert. Niemand hatte sich dafür interessiert; es war einfach zu beengt dort. Doch in diesem Jahr war es Jonesys Lieblingsplatz geworden. Die anderen dachten, sie wüssten, warum, aber sie wussten nur die Hälfte.

Mitte März 2001 war Jonesy von einem Auto angefahren worden, als er in Cambridge über die Straße ging, ganz in der Nähe des Emerson College, wo er unterrichtete. Er hatte sich einen Schädelbruch zugezogen, sich zwei Rippen gebrochen und die Hüfte zertrümmert, die mit einer exotischen Mischung aus Teflon und Metall ersetzt worden war. Der Mann, der ihn angefahren hatte, ein emeritierter Geschichtsprofessor der Boston University, litt – zumindest laut seines Anwalts – an einer Frühform von Alzheimer und verdiente eher Mitleid als Strafe. Allzu oft, dachte Jonesy, hatte niemand Schuld, wenn sich der Staub einmal gelegt hatte. Und selbst wenn, was nützte es? Man musste trotzdem mit dem leben, was übrig blieb, und sich damit trösten, dass es, wie ihm die

Leute tagein, tagaus sagten (bis sie die ganze Sache vergaßen), viel schlimmer hätte kommen können.

Und das hätte es tatsächlich. Er hatte einen sprichwörtlichen Dickschädel, und der Bruch heilte. Er konnte sich zwar an die Stunde vor dem Unfall in der Nähe des Harvard Square überhaupt nicht erinnern, aber sonst war seinem Hirnkasten nichts passiert. Seine Rippen heilten binnen eines Monats. Am schlimmsten war es mit der Hüfte, aber im Oktober brauchte er schon keine Krücken mehr, und nennenswert humpelte er meist erst gegen Abend.

Pete, Henry und der Biber dachten, er würde wegen seiner Hüfte und nur seiner Hüfte wegen den Hochsitz im Baum dem feuchten, kalten Waldboden vorziehen, und sicherlich spielte seine Hüfte dabei auch eine Rolle, bloß eben nicht die einzige. Er hatte ihnen verschwiegen, dass er kaum noch Lust hatte, einen Hirsch zu schießen. Sie hätten es nicht fassen können. Ja, es bestürzte Jonesy auch selbst. Aber da war etwas Neues in sein Leben getreten, womit er nie gerechnet hatte, bis sie am elften November hier heraufgekommen waren und er sein Gewehr ausgepackt hatte. Er fand den Gedanken zu jagen nicht abstoßend, nein, ganz und gar nicht; er verspürte bloß überhaupt kein Bedürfnis danach. Der Tod hatte ihn an einem sonnigen Märztag gestreift, und Jonesy wollte das nicht noch einmal erleben, auch wenn er hier eher austeilte als einsteckte.

3

Es wunderte ihn schon, dass ihm der Aufenthalt im Camp immer noch gefiel, in mancher Hinsicht sogar besser als früher. Die Nächte durchzuquatschen – über

Bücher und Politik und Kram aus ihrer Kindheit und ihre Zukunftspläne. Sie waren noch keine vierzig, noch jung genug, um Pläne zu haben, sogar viele Pläne, und die alten Bande waren noch stark.

Und auch die Tage waren schön – die Stunden auf dem Hochsitz, wenn er ganz allein war. Er nahm einen Schlafsack mit und schlüpfte bis zur Taille hinein, wenn ihm kalt wurde, hatte ein Buch und einen Walkman dabei. Nach dem ersten Tag hatte er aufgehört, Kassetten zu hören, und hatte bemerkt, dass ihm die Musik des Waldes besser gefiel – das seidige Rauschen des Winds in den Kieferbäumen, der rostige Ruf der Krähen. Er las ein wenig, trank Kaffee, las dann wieder ein bisschen, kämpfte sich manchmal aus dem Schlafsack (der so rot wie ein Bremslicht war) und pinkelte vom Hochsitz hinab. Er war ein Mann mit einer großen Familie und einem großen Kollegenkreis, ein geselliger Mensch, der die vielfältigen Beziehungen genoss, die ihm Familie, Kollegen (und Studenten natürlich, dieser unerschöpfliche Strom von Studenten) boten und der es allen recht machen konnte. Und erst hier draußen und hier oben merkte er, dass die Stille durchaus auch noch ihren Reiz hatte, und zwar einen starken. Es war, als würde man nach langer Trennung einem alten Freund wieder begegnen.

»Bist du dir sicher, dass du da rauf willst?«, hatte ihn Henry gestern Morgen gefragt. »Du bist auch herzlich eingeladen, mit mir auf die Pirsch zu gehen. Wir werden dein Bein auch nicht überanstrengen – versprochen.«

»Lass ihn«, hatte Pete gesagt. »Er ist gern da oben. Nicht wahr, Jones-Boy?«

»Irgendwie schon«, hatte er geantwortet, nicht willens, mehr zu sagen – wie sehr er es in Wirklichkeit genoss, zum Beispiel. Manches wagte man selbst seinen besten Freunden nicht anzuvertrauen. Und manches wussten die besten Freunde ja ohnehin.

»Ich sag dir was«, hatte der Biber gesagt. Er nahm einen Bleistift, steckte ihn sich in den Mund und nagte daran herum – seine älteste, liebste Angewohnheit schon seit der ersten Klasse. »Ich mag es, wenn ich wiederkomme und du da oben bist – wie ein Matrose im Mastkorb in einem dieser blöden Hornblower-Bücher. Du hältst Ausschau.«

»Schiff ahoi!«, hatte Jonesy gesagt, und sie hatten alle gelacht, und Jonesy wusste, was der Biber damit meinte. Er spürte es. Ausschau halten. Einfach nur seinen Gedanken nachhängen und Ausschau halten – nach Schiffen oder Haifischen oder was sonst auch immer. Die Hüfte tat ihm weh, wenn er hinunterstieg, der Rucksack mit seinem Kram drin lastete ihm schwer auf dem Rücken, und er kam sich lahm und unbeholfen vor auf den hölzernen Sprossen, die an den Stamm des Ahornbaums genagelt waren, aber das war schon okay. Nein, sogar gut so. Alles änderte sich, und es wäre Blödsinn zu glauben, dass alles immer nur schlimmer wurde.

Das dachte er zumindest damals.

4

Als er das Rascheln im Gebüsch hörte und das leise Knacken eines Zweigs – Geräusche, die fraglos von einem sich nähernden Hirsch stammten –, fiel Jonesy etwas ein, was sein Vater oft gesagt hatte: *Man kann sein Glück nicht zwingen*. Lindsay Jones war einer dieser ewigen Verlierer gewesen und hatte wenig gesagt, was es wert gewesen wäre, sich zu merken, aber das war so ein Satz, und hier war schon der Beweis: Nur Tage nachdem er beschlossen hatte, ein für alle Mal mit der Hirschjagd Schluss zu machen, lief ihm da einer direkt vor die Flin-

te, und den Geräuschen nach sogar ein kapitaler, bestimmt ein Bock, vielleicht so groß wie ein Mensch.

Dass es ein Mensch hätte sein können, wäre Jonesy nie in den Sinn gekommen. Sie waren hier mitten in der Wildnis, fünfzig Meilen nördlich von Rangely, und die nächsten Jäger waren zwei Stunden Fußmarsch entfernt. Bis zur nächsten befestigten Straße, die schließlich zu Gosselin's Market führte (BIER KÖDER JAGDSCHNEISE LOTTERIELOSE), waren es mindestens sechzehn Meilen.

Tja, dachte er, ich hab's ja nicht direkt geschworen oder so.

Nein, einen Schwur hatte er nicht geleistet. Im nächsten November saß er vielleicht mit einer Nikon hier oben statt mit einem Garand-Gewehr, aber es war ja noch nicht nächstes Jahr, und er hatte das Gewehr griffbereit. Und einem geschenkten Hirsch wollte er nicht ins Maul schauen.

Jonesy schraubte den roten Verschluss auf die Thermoskanne und stellte sie beiseite. Dann streifte er den Schlafsack ab wie einen großen, wattierten Strumpf (und zuckte dabei zusammen, als es in der Hüfte kniff) und nahm sein Gewehr. Es war nicht mehr nötig durchzuladen und dabei dieses laute Ratschen zu erzeugen, das Hirsche so fürchteten; alte Gewohnheiten legt man nicht so schnell ab, und die Waffe war schussbereit, sobald er sie entsichert hatte. Das tat er, als er fest auf beiden Beinen stand. Die altbekannte Aufregung stellte sich nicht ein; es war nur noch ein Rest davon geblieben: Sein Puls war gestiegen, und darüber freute er sich. Seit seinem Unfall freute er sich über jedes solcher Lebenszeichen. Es war, als gäbe es ihn nun doppelt, einmal als den, der er war, ehe er überfahren wurde, und einmal den umsichtigeren, älteren Kerl, der im Krankenhaus wieder aufgewacht war ... wenn man dieses träge, mit Drogen vollgepumpte Bewusstsein denn überhaupt

Wach-Sein nennen konnte. Ab und zu hörte er immer noch eine Stimme – wessen, wusste er nicht, seine eigene war es jedenfalls nicht –, die rief: *Hört auf, ich halt's nicht mehr aus, gebt mir 'ne Spritze, wo ist Marcy, ich will zu Marcy*. Er hielt es für die Stimme des Todes; der Tod hatte ihn auf der Straße verfehlt und war ihm ins Krankenhaus gefolgt, um sein Werk zu vollenden, und der Tod hatte sich als Mann verkleidet (oder vielleicht war es auch eine Frau gewesen, das war schwer zu sagen), der oder die Schmerzen litt und nach einer gewissen Marcy rief, eigentlich aber Jonesy meinte.

Diese Idee kam und ging – wie alle wirren Gedanken, die er im Krankenhaus gehegt hatte, letztlich irgendwann verschwanden –, wirkte aber nach. Eine gewisse Umsicht blieb ihm. Er konnte sich nicht daran erinnern, wie Henry ihn angerufen und ihm gesagt hatte, er solle in nächster Zeit gut auf sich aufpassen (und Henry hatte ihn auch nicht daran erinnert), aber seither *passte* Jonesy auf sich auf. Er war vorsichtig. Denn vielleicht lauerte dort draußen der Tod, und vielleicht rief er manchmal seinen Namen.

Doch die Vergangenheit war vergangen. Er hatte seinen Zusammenstoß mit dem Tod überlebt, und heute Morgen würde hier niemand sterben, höchstens ein Hirsch (ein Bock, hoffte er), der sich verlaufen hatte.

Das Rascheln im Gebüsch und das Knacken der Zweige kam aus Südwesten, was bedeutete, dass er nicht am Stamm des Ahorns vorbeischießen musste – gut – und gegen den Wind stand – noch besser. Der Ahorn hatte sein Laub größtenteils abgeworfen, und durch das Astwerk hatte Jonesy eine gute, wenn auch nicht perfekte Sicht. Jonesy hob das Garand, setzte es an und machte sich bereit, etwas Gesprächsstoff zu erlegen.

Was McCarthy – zumindest vorerst – rettete, war Jonesys ernüchterte Haltung gegenüber der Jagd. Was

McCarthy fast umgebracht hätte, war ein Phänomen, das George Kilroy, ein Freund von Jonesys Vater, »Augenfieber« genannt hatte. Augenfieber, behauptete Kilroy, sei eine Abart des Jagdfiebers und wahrscheinlich die zweithäufigste Ursache für Jagdunfälle. »Die häufigste ist der Suff«, sagte George Kilroy ... und wie Jonesys Vater verstand auch Kilroy einiges von diesem Thema ... »Die häufigste ist immer der Suff.«

Laut Kilroy waren Leute, die an Augenfieber litten, immer ganz erstaunt, wenn sie feststellen mussten, dass sie auf einen Zaunpfahl geschossen hatten oder auf ein vorbeifahrendes Auto oder auf die Längsseite einer Scheune oder ihren eigenen Jagdkumpan (und das waren oft die Frauen, Geschwister oder Kinder). »Aber ich habe es doch *gesehen*«, protestierten sie dann, und die meisten von ihnen hätten, laut Kilroy, auch einen Lügendetektor bestanden. Sie hatten den Hirsch oder Bären oder Wolf gesehen oder auch das Waldhuhn, das durchs hohe Herbstgras flatterte. Sie hatten es *gesehen*.

In Wirklichkeit wollten diese Jäger, laut Kilroy, den Schuss um jeden Preis abfeuern, es so oder so endlich hinter sich bringen. Dieses Verlangen wurde so übermächtig, dass das Hirn dem Auge vorgaukelte, es würde etwas sehen, was noch gar nicht sichtbar war – nur um endlich die Anspannung zu lösen. Das war Augenfieber. Und obwohl sich Jonesy keiner ungewöhnlichen Aufregung bewusst war – seine Hand war vollkommen ruhig gewesen, als er den roten Verschluss auf die Thermoskanne geschraubt hatte –, musste er sich später eingestehen, vielleicht durchaus diesem Leiden anheimgefallen zu sein.

Für einen Moment sah er den Hirschbock ganz deutlich am anderen Ende des Tunnels, den die verschlungenen Äste bildeten – so deutlich, wie er jeden der sechzehn Hirsche (sechs Böcke, zehn Kühe) gesehen hatte,

die er im Laufe der Jahre hier erlegt hatte. Er sah seinen braunen Kopf, ein dunkles, fast samtschwarzes Auge, ja sogar einen Teil des Geweihs.

Jetzt schieß!, schrie etwas in ihm – das war der Jonesy von vor dem Unfall, der intakte Jonesy. Er hatte seit knapp einem Monat häufiger zu ihm gesprochen, während er allmählich einen mythischen Zustand erreichte, den Leute, die nie überfahren worden waren, ungeniert als »völlige Genesung« bezeichneten, aber nie zuvor hatte er so laut gesprochen. Es war förmlich ein Befehl gewesen, ein gebrüllter Befehl.

Und sein Finger spannte sich tatsächlich um den Abzug. Er setzte nie dieses letzte Pfund Druck ein (vielleicht wäre auch nur ein halbes nötig gewesen, lumpige 250 Gramm), aber er spannte sich durchaus. Die Stimme, die ihn nun aufhielt, stammte von dem zweiten Jonesy, demjenigen, der im Krankenhaus aufgewacht war, benommen und Schmerzen leidend, der nichts mitbekam, außer dass jemand wollte, dass sie aufhörten, dass jemand es nicht mehr ertragen konnte – jedenfalls nicht ohne Spritze – und dass jemand zu Marcy wollte.

Nein, noch nicht – warte, schau hin, sagte dieser neue, umsichtige Jonesy, und das war die Stimme, auf die er hörte. Er stand reglos da, sein Gewicht größtenteils auf sein gesundes linkes Bein verlagert, das Gewehr im Anschlag, den Lauf ganz entspannt fünfunddreißig Grad hinab in diesen Lichttunnel gerichtet.

Genau in diesem Augenblick kamen die ersten Schneeflocken aus dem weißen Himmel getrudelt, und im gleichen Moment sah Jonesy einen senkrechten, orangefarbenen Strich unter dem Kopf des Hirsches – es war, als hätte der Schnee ihn erst zum Vorschein gebracht. Für einen Moment gab sein Wahrnehmungsvermögen einfach auf, und über Kimme und Korn sah er nur noch ein Wirrwarr, wie Farben, die auf der Palette eines Ma-

lers ineinander gemischt wurden. Da war kein Hirsch mehr und kein Mensch, ja nicht einmal der Wald, sondern nur ein verwirrendes Gemenge aus Schwarz, Braun und Orange.

Dann war da noch mehr Orange, und das in einer erkennbaren Form: Es war eine Mütze, so eine mit Ohrenschützern zum Herunterklappen. Touristen kauften sie für vierundvierzig Dollar bei L. L. Bean's, und innen hatten sie ein kleines Etikett mit dem Aufdruck VON GEWERKSCHAFTLICH ORGANISIERTEN ARBEITERN IN DEN USA HERGESTELLT. Man bekam sie auch für sieben Dollar bei Gosselin's. Auf dem Etikett dieser Mützen stand einfach nur MADE IN BANGLADESH.

Die Mütze rückte buchstäblich alles ins, o Gott, rechte Licht: Das Braune, das er versehentlich für einen Hirschkopf gehalten hatte, war die Front eines Herrenwollmantels, das Samtschwarze der Hirschaugen war ein Mantelknopf, und das Geweih waren nur weitere Zweige – Zweige eben des Baums, auf dem er stand. Der Mann war so unklug (Jonesy brachte es nicht über sich, das Wort verrückt zu verwenden), im Wald einen braunen Mantel zu tragen, und Jonesy konnte es immer noch nicht fassen, wie er fast einen Fehler mit möglicherweise so entsetzlichen Konsequenzen hatte begehen können. Denn der Mann trug ja auch eine orangefarbene Mütze, nicht wahr? Und noch dazu eine knallorangefarbene Warnweste über seinem zugegebenermaßen unklug gewählten braunen Mantel. Der Mann war –

– war nur um ein Pfund Fingerdruck dem Tod entgangen. Vielleicht gar um weniger.

Da fuhr es ihm durch Mark und Bein und schlug ihn glatt aus seinem Leib. Für einen schrecklichen, leuchtend klaren Moment, den er nie wieder vergaß, war er weder Jonesy Nummer eins, der zuversichtliche Jonesy von vor dem Unfall, noch Jonesy Nummer zwei, der eher vor-

sichtige Überlebende, der sehr viel Zeit in einem lästigen Zustand körperlicher Leiden und geistiger Verwirrung zugebracht hatte. Für diesen einen Moment war er ein anderer Jonesy, eine unsichtbare Präsenz, die zu einem Jäger auf einem Hochsitz in einem Baum hochsah. Der Jäger hatte kurzes Haar, das schon grau wurde, hatte Runzeln um den Mund, Bartstoppeln auf den Wangen und wirkte insgesamt abgehärmt. Er stand kurz davor, seine Waffe abzufeuern. Schneeflocken tanzten ihm um den Kopf und ließen sich auf seinem braunen, nicht in die Hose gesteckten Flanellhemd nieder, und er war drauf und dran, einen Mann zu erschießen, der eine orangefarbene Mütze und genauso eine Warnweste trug, wie er selbst sie angelegt hätte, wäre er mit dem Biber auf die Pirsch gegangen, statt sich auf diesen Baum zu hocken.

Mit einem dumpfen Schlag fiel er in sich selbst zurück, genau wie man durchgeruckelt wird, wenn man mit dem Auto bei hohem Tempo durch ein Schlagloch fährt. Zu seinem Entsetzen bemerkte er, dass er das Garand immer noch auf den Mann dort unten gerichtet hielt, als hätte sich irgendein starrköpfiger Alligator in seinem Hinterkopf an der Idee festgebissen, der Mann im braunen Mantel sei jagdbares Wild. Und schlimmer noch, er konnte seinen Finger nicht vom Abzug lösen. Ein, zwei schreckliche Sekunden lang dachte er, er würde wirklich immer noch drücken und unweigerlich die letzten paar Gramm Druck aufbringen, die ihn vom größten Fehler seines Lebens noch trennten. Später ging ihm auf, dass zumindest das eine Illusion gewesen war, so ähnlich, wie man in einem stehenden Auto das Gefühl hat, rückwärts zu rollen, wenn man im Augenwinkel neben sich ein anderes Auto sieht, das langsam vorwärts rollt.

Nein, er war einfach nur unfähig, sich zu bewegen, doch das war schlimm genug, das war die Hölle. *Jonesy*,

du denkst zu viel, sagte Pete gern, wenn er Jonesy dabei ertappte, wie er in die Ferne starrte und dem Gespräch nicht mehr folgte, und wahrscheinlich wollte er damit sagen: *Jonesy, du hast zu viel Fantasie*, und das stimmte höchstwahrscheinlich. Und ganz bestimmt in dieser Situation, als er nun hier oben auf dem Baum stand, im ersten Schneefall der Saison, ihm das Haar wirr um den Kopf wehte, er den Finger am Abzug des Garand hatte – nicht weiter drückend, wie er für einen Moment befürchtet hatte, aber auch nicht entspannt –, der Mann jetzt fast direkt unter ihm, das Korn des Garand auf die orangefarbene Mütze gerichtet, das Leben des Mannes buchstäblich an einem seidenen Faden hängend, der aufgespannt war zwischen der Gewehrmündung und seinem bemühten Kopf. Der Mann dachte vielleicht gerade daran, seinen Wagen in Zahlung zu geben oder seine Frau zu betrügen oder seiner ältesten Tochter ein Pony zu kaufen (später hatte Jonesy gute Gründe anzunehmen, dass McCarthy an nichts Derartiges gedacht hatte, aber das wusste er natürlich in diesem Augenblick nicht, als er dort im Baum stand, den Zeigefinger starr auf dem Abzug seines Gewehrs), und wusste nicht, was auch Jonesy nicht gewusst hatte, als er, seine Aktentasche in der einen Hand und eine *Boston Phoenix* unter dem anderen Arm, in Cambridge am Bordstein gestanden hatte, dass der Tod gleich um die Ecke lauerte, oder vielleicht gar DER TOD, eine umherhuschende Gestalt, wie aus einem frühen Ingmar-Bergman-Film entsprungen, mit einer verborgenen Waffe unter den groben Falten seines Umhangs. Eine Schere vielleicht. Oder ein Skalpell.

Doch am schlimmsten war, dass der Mann nicht sterben würde, zumindest nicht auf der Stelle. Er würde hin-
stürzen und dort schreiend liegen, wie auch Jonesy schreiend auf der Straße gelegen hatte. Er konnte sich zwar nicht erinnern, geschrien zu haben, aber natürlich hatte

er geschrien; man hatte es ihm erzählt, und er sah keinen Grund, daran zu zweifeln. Wahrscheinlich hatte er sich die Kehle aus dem Hals geschrien. Und was wäre, wenn der Mann im braunen Mantel und mit der orangefarbenen Warnkleidung anfangen würde, nach Marcy zu schreien? Das würde er sicherlich nicht – nicht in Wirklichkeit –, aber Jonesy würde sich vielleicht einbilden, er würde nach Marcy schreien. Wenn es denn so etwas wie Augenfieber gab – wenn er beim Anblick eines braunen Herrenmantels an einen Hirschkopf denken konnte –, dann gab es wahrscheinlich für den Gehörsinn auch etwas Entsprechendes. Einen Menschen schreien zu hören und zu wissen, dass man selbst schuld daran war – o lieber Gott, nein. Und trotzdem ließ sein Finger nicht los.

Etwas ebenso Schlichtes wie Unerwartetes löste dann schließlich seine Starre: Gut zehn Schritte vor dem Stamm von Jonesys Baum fiel der Mann zu Boden. Jonesy hörte das schmerzerfüllte, erstaunte Geräusch, das er von sich gab – wie *Mrof* hörte es sich an –, und spontan ließ er den Abzug los.

Der Mann hockte jetzt auf Händen und Knien, die Finger in den braunen Handschuhen (braune Handschuhe, noch so ein grober Fehler, der Typ hätte sich auch gleich ein Schild mit der Aufschrift **ERSCHIESST MICH!** hinten an den Mantel kleben können, dachte Jonesy) auf dem Boden gespreizt, der bereits weiß wurde. Als der Mann wieder aufstand, fing er an, in einem klagenden, verwunderten Ton zu sprechen. Jonesy bemerkte zunächst nicht, dass er auch weinte.

»Oje, oje!«, sagte der Mann, während er mühsam wieder aufstand. Er schwankte, als wäre er betrunken. Jonesy wusste, dass sich Männer im Wald, wenn sie für eine Woche oder ein Wochenende von ihrer Familie getrennt waren, allen möglichen kleinen Lastern hingaben – und um zehn Uhr morgens zu trinken war da re-

lativ normal. Doch Jonesy glaubte nicht, dass dieser Typ betrunken war. Er konnte nicht sagen, warum; es war nur so ein Gefühl.

»Oje, oje, oje.« Und dann, als er weiterging: »Schnee. Jetzt ist es Schnee. Ach Gott, du lieber Gott, jetzt ist es Schnee, du meine Güte.«

Seine ersten Schritte waren unsicher. Jonesy war zu dem Schluss gekommen, dass ihn sein Gefühl getrogen und der Typ tatsächlich getrunken hatte, doch dann wurde der Gang des Mannes sicherer. Er kratzte sich die rechte Wange.

Er ging direkt unter dem Hochsitz durch und war für einen Moment kein Mensch, sondern nur der Kreis einer orangefarbenen Mütze mit braunen Schultern seitlich dran. Seine Stimme scholl herauf, von Tränen fast erstickt, größtenteils war *oje* zu hören, hin und wieder auch mit *o Gott* und *jetzt ist es Schnee* gewürzt.

Jonesy blieb stehen und sah zu, wie der Typ erst unter dem Hochsitz verschwand und dann auf der anderen Seite wieder zum Vorschein kam. Jonesy drehte sich, ohne es zu bemerken, um den dahintrottenden Mann im Blick behalten zu können – und er war sich auch nicht bewusst, dass er das Gewehr hatte sinken lassen und sich sogar die Zeit genommen hatte, es zu sichern.

Jonesy rief ihm nicht nach und wusste wohl auch, warum: Gewissensbisse. Er fürchtete, der Mann dort unten würde ihn anschauen und in seinen Augen die Wahrheit erblicken – würde selbst durch den Tränenschleier und den zunehmenden Schneefall sehen, dass Jonesy dort oben gestanden ist und auf ihn angelegt hatte, dass Jonesy ihn um ein Haar erschossen hatte.

Zwanzig Schritte jenseits des Baums blieb der Mann stehen und stand dann einfach nur da, hielt sich die rechte Hand über die Augenbrauen und schirmte seine Augen so vor den Schneeflocken ab. Jonesy wur-

de klar, dass er ihre Hütte entdeckt hatte. Und wahrscheinlich hatte er auch bemerkt, dass er auf einem regelrechten Pfad angelangt war. Das *oje* und *o Gott* hörte auf, und der Typ lief auf das Surren des Generators zu und schlingerte dabei von links nach rechts wie an Deck eines Schiffs. Jonesy hörte die kurzen, zischenden Atemzüge des Fremden, der auf die geräumige Hütte zutaumelte, aus deren Schornstein gemächlich eine Rauchfahne stieg, die sich fast sofort im Schnee verlor.

Jonesy stieg die an den Stamm des Ahorns genagelten Sprossen hinunter, das Gewehr am Riemen über der Schulter (auf die Idee, dieser Mann könne irgendeine Gefahr darstellen, kam er nicht, noch nicht; er wollte nur das Garand, ein feines Gewehr, nicht draußen im Schnee liegen lassen). Seine Hüfte war wieder steif, und als er am Fuß des Baumes angelangt war, war der Mann, den er beinahe erschossen hatte, schon fast an der Tür der Hütte ... die natürlich nicht abgeschlossen war. Niemand schloss hier draußen seine Hütte ab.

5

Gut drei Meter vor dem Granitblock, der als Eingangstreppe diente, fiel der Mann im braunen Mantel erneut zu Boden. Seine Mütze flog ihm vom Kopf und entblößte einen verschwitzten Balg schütterer brauner Haare. Er blieb für einen Moment auf einem Knie hocken, den Kopf gesenkt. Jonesy hörte ihn schnell und rasselnd atmen.

Der Mann nahm seine Mütze, und als er sie eben wieder aufsetzen wollte, machte sich Jonesy mit einem Ruf bemerkbar.

Der Mann stand schwankend auf und drehte sich vorsichtig und unbeholfen um. Jonesy hatte zunächst den Eindruck, der Mann hätte ein sehr längliches Gesicht, was die Leute so »Pferdegesicht« nannten. Als Jonesy dann näher kam, ein wenig hinkend, aber nicht richtig humpelnd (und das war auch gut so, denn der Boden wurde zusehends glitschig), wurde ihm klar, dass der Mann kein außergewöhnlich längliches Gesicht hatte, sondern vielmehr nur völlig verängstigt und sehr, sehr blass war. Der rote Fleck auf seiner Wange, den er sich gekratzt hatte, zeichnete sich deutlich ab. Er schien sofort sichtlich erleichtert, als er Jonesy auf sich zueilend sah. Jonesy hätte fast über sich selbst gelacht, weil er dort oben auf dem Hochsitz gestanden und sich Sorgen gemacht hatte, der Typ könnte ihm an den Augen ablesen, was beinahe passiert wäre. Dieser Mann las niemand etwas an den Augen ab, und es interessierte ihn auch eindeutig nicht, woher Jonesy kam und was er eben getan hatte. Der Mann sah aus, als hätte er Jonesy am liebsten umarmt und vor Rührung abgeknutscht.

»Gott sei Dank!«, rief der Mann. Er streckte Jonesy eine Hand entgegen und schlurfte über die dünne Neuschneesicht auf ihn zu. »O Mensch, Gott sei Dank, ich habe mich verlaufen, ich irre seit gestern durch den Wald, ich dachte schon, ich würde da draußen sterben. Ich ... ich ...«

Er rutschte aus, und Jonesy packte ihn an den Oberarmen. Er war groß, größer als Jonesy, der einen Meter achtundachtzig maß, und war auch kräftiger gebaut. Trotzdem kam er Jonesy federleicht vor, als hätte die ganze Furcht ihn irgendwie ausgehöhlt und leicht wie einen Schmetterling gemacht.

»Ganz ruhig, Mann«, sagte Jonesy. »Ganz ruhig. Sie sind in Sicherheit. Alles wird gut. Kommen Sie, wir ge-

hen rein und wärmen Sie ein bisschen auf. Wie wäre das?»

Als wäre »aufwärmen« das Stichwort gewesen, fing der Mann an, mit den Zähnen zu klappern. »G-g-germ.« Er versuchte zu lächeln, aber es wollte ihm nicht recht gelingen. Jonesy fiel wieder seine extreme Blässe auf. Es war an diesem Morgen durchaus kalt hier draußen, geringe Minusgrade, aber der Mann war kreidebleich. Die einzigen Farbtupfer in seinem Gesicht, von dem roten Fleck einmal abgesehen, waren die braunen Ringe unter seinen Augen.

Jonesy legte dem Mann einen Arm um die Schultern, plötzlich mitgerissen von einem absurden, blödsinnigen Zutrauen zu diesem Fremden, ein Gefühl so stark, wie er es für seinen ersten Schwarm auf der Junior High empfunden hatte – Mary Jo Martineau, in einer ärmellosen, weißen Bluse und einem geraden, knielangen Jeansrock. Er war sich jetzt völlig sicher, dass der Mann nichts getrunken hatte – es war nur Angst (und vielleicht Erschöpfung), die ihn so unsicher gehen ließ. Doch er roch aus dem Mund – ein Geruch wie von Bananen. Es erinnerte Jonesy an den Äther, den er in den Vergaser seines ersten Autos gesprüht hatte, ein Ford aus der Vietnamkriegszeit, damit er an kalten Morgen ansprang.

»Wir gehen rein, ja?«

»Ja. K-kalt. Gott sei Dank sind Sie vorbeigekommen. Ist das ...«

»Meine Hütte? Nein, die gehört einem Freund.« Jonesy öffnete die lackierte Eichentür und half dem Mann über die Schwelle. Der Fremde keuchte, als ihm die warme Luft entgegenschlug, und seine Wangen röteten sich. Jonesy war erleichtert zu sehen, dass der Mann doch noch etwas Blut im Leib hatte.

Ihre Hütte war dafür, dass sie so tief im Wald stand, durchaus komfortabel. Wenn man hereinkam, betrat man einen großen Raum – Küche, Ess- und Wohnzimmer in einem –, und dahinter befanden sich noch zwei Schlafzimmer und ein weiteres im Obergeschoss unter der Dachschräge. Das große Zimmer war erfüllt vom milden Goldlicht des Kiefernholzes und duftete auch danach. Auf dem Boden lag ein Navajo-Teppich, und ein Micmac hing an der Wand und zeigte tapfere kleine Speerjäger, die einen riesigen Bären umstellt hatten. Ein rustikaler Eichentisch, groß genug für acht Personen, dominierte den Essbereich. Es gab einen Holzofen in der Küche und einen offenen Kamin im Wohnzimmer; wenn beide brannten, wurde man in der Hütte rammdösig vor Hitze, auch wenn draußen dreißig Grad minus herrschten. Die Westwand war komplett verglast, und dort schaute man einen langen steilen Hang hinunter. In den Siebzigern hatte es dort gebrannt, und die verkohlten Bäume standen kreuz und quer in dem dichter werdenden Schneefall. Jonesy, Pete, Henry und der Biber nannten diesen Abhang »die Schlucht«, denn so hatten schon Bibers Dad und seine Freunde dazu gesagt.

»O Gott, Gott sei Dank, und Ihnen sei auch gedankt«, sagte der Mann mit der orangefarbenen Mütze zu Jonesy, und als Jonesy grinste – das war ja eine ganze Menge Dank –, lachte der Mann schrill auf, wie um zu sagen, ja, er wisse schon, das sei komisch, so etwas zu sagen, aber er könne nicht anders. Er atmete ein paarmal tief durch und sah kurz aus wie einer dieser Fitnessgurus, die man auf obskuren Kabelkanälen sah. Und jedes Mal, wenn er ausatmete, sagte er etwas.

»Gott, heute Nacht hab ich wirklich gedacht, es wäre zu Ende mit mir ... Es war so kalt ... Und die feuchte

Luft, das weiß ich noch ... Ich weiß noch, wie ich dachte, o Junge, oje, was ist, wenn es jetzt auch noch schneit ... Ich habe gehustet und konnte nicht mehr aufhören ... Dann ist was gekommen, und ich habe gedacht, ich muss aufhören zu husten, wenn das ein Bär ist oder so, dann ... wissen Sie ... reize ich ihn doch oder so ... aber ich konnte nicht, und nach einer Weile ist es ... ist es ganz von allein weggegangen ...«

»Sie haben heute Nacht einen Bären gesehen?« Jonesy war gleichwohl fasziniert wie entsetzt. Er hatte davon gehört, dass es hier oben Bären gab – der alte Gosselin und seine Saufkumpane im Laden erzählten mit großer Begeisterung ihre Bärengeschichten, zumal Leuten, die nicht aus Maine kamen –, aber bei dem Gedanken, dass dieser Mann, der sich verlaufen hatte und ganz auf sich gestellt war, tatsächlich heute Nacht von einem bedroht worden war, lief es ihm kalt den Rücken hinunter. Es war, als würde man einen Matrosen von einem Seeungetüm erzählen hören.

»Ich weiß nicht, was es war«, sagte der Mann und warf Jonesy mit einem Mal einen verschlagenen Seitenblick zu, der Jonesy gar nicht gefiel und den er nicht zu deuten wusste. »Ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen. Da hat es schon nicht mehr geblitzt.«

»Sogar auch Blitze? Mann!« Wäre der Typ nicht so augenscheinlich verzweifelt gewesen, dann hätte sich Jonesy gefragt, ob er hier nicht buchstäblich einen Bären aufgebunden bekam. Aber auch so war er sich da nicht ganz sicher.

»Ein Trockengewitter, schätze ich mal«, sagte der Mann. Jonesy konnte förmlich sehen, wie er es mit einem Achselzucken abtat. Er kratzte sich den roten Fleck auf der Wange, der nach einer leichten Frostbeule aussah. »Im Winter bedeutet das, dass ein Sturm im Anzug ist.«

»Und das haben Sie gesehen? Heute Nacht?«

»Ich schätze mal schon.« Der Mann warf ihm wieder einen flinken Seitenblick zu, doch diesmal konnte Jonesy darin keine Verschlagenheit entdecken, also hatte er sich vermutlich zuvor getäuscht. Er sah nur Erschöpfung. »In meinem Kopf ist alles durcheinander ... mir tut der Bauch weh, seit ich mich verlaufen habe ... Ich habe immer Magenschmerzen, wenn mir bange ist, schon als ich ein kleiner Junge war ...«

Und er war immer noch wie ein kleiner Junge, dachte Jonesy, wie er sich da so völlig ungeniert umsah. Jonesy führte den Typ zum Sofa vor dem Kamin, und der Typ ließ sich führen.

Bange. Er sagt tatsächlich bange wie ein Kind. Wie ein Kleinkind.

»Geben Sie mir Ihren Mantel«, sagte Jonesy, und während der Typ ihn zunächst aufknöpfte und sich dann an dem darunter liegenden Reißverschluss zu schaffen machte, dachte Jonesy wieder daran, wie er ihn für einen Hirsch gehalten hatte, für einen Hirschbock, um Himmels willen – wie er diese Knöpfe für Augen gehalten und beinahe eine Kugel hineingejagt hatte.

Der Mann bekam den Reißverschluss halb auf, und dann klemmte er. Der kleine goldfarbene Schieber hing an einer Seite im Futter fest. Er schaute sich das an – ja, starrte es an –, als hätte er so etwas noch nie gesehen. Und als Jonesy nach dem Reißverschluss griff, ließ der Mann die Hände sinken und ließ Jonesy einfach machen, wie ein Erstklässler, der aufstand und die Lehrerin alles richten ließ, wenn er Galoschen oder Jacke falsch herum anhatte.

Jonesy bekam den Schieber frei und zog den Reißverschluss auf. Jenseits des Panoramafensters verschwand die Schlucht allmählich; man sah nur noch die schwarz hingekrakelten Gestalten der Bäume. Seit fast dreißig Jahren kamen sie gemeinsam zur Jagd hier herauf, fast

dreißig Jahre ununterbrochen, und nie hatte es mehr als einen kleinen Schneeschauer gegeben. Offenbar war es damit nun vorbei, aber woher wollte man das wissen? Bei den Jungs im Radio und Fernsehen hörten sich zehn Zentimeter frischer Pulverschnee heutzutage gleich immer wie der Beginn der nächsten Eiszeit an.

Für einen Moment stand der Typ einfach nur da. Sein Mantel stand offen, und der Schnee schmolz um seine Stiefel herum auf dem gewachsenen Holzboden, und er schaute mit offenem Mund zu den Deckenbalken hinauf, und, ja, er sah aus wie ein riesiger Sechsjähriger – oder wie Duddits. Man hätte fast erwartet, dass ihm Fäustlinge an einer Kordel aus den Ärmeln seines Mantels baumelten. Er löste sich aus seinem Mantel genau wie ein Kind, das, sobald der Reißverschluss geöffnet war, einmal mit den Schultern zuckte und die Jacke zu Boden gleiten ließ. Wäre Jonesy nicht zur Stelle gewesen und hätte den Mantel aufgefangen, dann wäre er zu Boden gefallen und hätte sich mit dem geschmolzenen Schnee vollgesogen.

»Was ist das?«, fragte er.

Für einen Augenblick hatte Jonesy keine Ahnung, was der Typ meinte, und dann folgte er seinem Blick zu dem Webstück, das vom mittleren Deckenbalken hing. Es war bunt – rot und grün und hier und da auch kanariengelb – und sah aus wie ein Spinnennetz.

»Das ist ein Traumfänger«, sagte Jonesy. »Ein indianischer Talisman. Der soll die Albträume fernhalten, glaube ich.«

»Ist das Ihr?«

Jonesy wusste nicht, ob er die Hütte meinte (vielleicht hatte ihm der Typ nicht zugehört) oder nur den Traumfänger, aber die Antwort war ja auch die gleiche. »Nein, das gehört einem Freund. Wir kommen jedes Jahr zur Jagd hierher.«

»Wie viele sind Sie?« Der Mann zitterte, hatte sich die Arme um den Oberkörper geschlungen und die Ellbogen gepackt, während er zusah, wie Jonesy seinen Mantel an den Garderobenständer neben der Tür hängte.

»Wir sind zu viert. Biber – das ist sein Camp – ist draußen auf der Pirsch. Ich weiß nicht, ob der Schnee ihn nach Hause treibt. Wahrscheinlich schon. Pete und Henry sind einkaufen.«

»Bei Gosselin's?«

»Ja. Kommen Sie, setzen Sie sich aufs Sofa.«

Jonesy führte ihn zum Sofa, einer lächerlich langen Sitzecke. Solche Sachen waren zwar seit Jahrzehnten aus der Mode, aber es roch nicht allzu schlimm und barg kein Ungeziefer. Stil und Geschmack spielten hier in der Hütte keine große Rolle.

»Bleiben Sie da«, sagte er und ließ den Mann, der zitterte und schlotterte und sich die Hände zwischen die Knie klemmte, dort sitzen. Seine Jeans hatten diesen Wurstpelle-Look angenommen, der auf lange Unterhosen hindeutete, und trotzdem schlotterte er und bibberte. Doch die Wärme hatte ihm eine wahre Farbpracht ins Gesicht getrieben; statt wie eine Leiche sah der Fremde nun wie ein Diphtheriekranker aus.

Pete und Henry teilten sich das größere der beiden Schlafzimmer im Erdgeschoss. Jonesy ging hinein, klappte die Holztruhe links neben der Tür auf und nahm eine der beiden Tagesdecken heraus, die dort zusammengefaltet lagen. Als er durchs Wohnzimmer zurück zu dem schlotternd auf dem Sofa sitzenden Mann ging, fiel ihm ein, dass er die grundlegendste aller Fragen noch gar nicht gestellt hatte, die Frage, die selbst Sechsjährige stellen, die ihren Reißverschluss nicht aufbekamen.

Als er die Tagesdecke über dem Fremden auf der übertrieben großen Camp-Couch ausbreitete, fragte er: »Wie

heißen Sie?« Und merkte, dass er es fast schon wusste. McCoy? McCann?

Der Mann, den Jonesy fast erschossen hätte, sah zu ihm hoch und raffte sich die Tagesdecke um den Hals. Die braunen Ringe unter seinen Augen wurden allmählich lila.

»McCarthy«, sagte er. »Richard McCarthy.« Seine Hand, ohne Handschuh erstaunlich fleischig und weiß, kroch wie ein scheues Tier unter der Decke hervor. »Und Sie?«

»Gary Jones«, sagte er und schlug mit der Hand ein, mit der er fast abgedrückt hätte. »Aber die meisten Leute nennen mich Jonesy.«

»Danke, Jonesy.« McCarthy schaute ihn feierlich an. »Ich glaube, Sie haben mir das Leben gerettet.«

»Ach, das weiß ich nicht«, sagte Jonesy. Er sah sich noch einmal den roten Fleck an. Nur eine kleine Erfrierung. Eine Frostbeule, weiter nichts.

Kapitel 2

Der Biber

1

»Sie wissen, dass ich niemand anrufen kann, nicht wahr?«, sagte Jonesy. »Bis hier raus reichen die Telefonleitungen nicht. Für die Elektrik haben wir einen Generator, aber das war's auch schon.«

McCarthy, der nur mit dem Kopf aus der Tagesdecke hervorschaute, nickte. »Den Generator habe ich gehört, aber Sie wissen ja, wie das ist, wenn man sich verlaufen hat: Die Geräusche sind trügerisch. Manchmal scheinen sie von links zu kommen und dann wieder von rechts, und dann könnte man schwören, dass es von hinten kommt und dass man umdrehen sollte.«

Jonesy nickte, obwohl er eigentlich nicht wusste, wie das war. Von der knappen Woche nach seinem Unfall einmal abgesehen, einer Zeit, in der er durch einen Nebel aus Drogen und Schmerzen geirrt war, hatte er sich nie verlaufen.

»Ich überlege, was am besten wäre«, sagte Jonesy. »Ich schätze mal, wenn Pete und Henry wieder da sind, bringen wir Sie besser weg. Wie viele Leute gehören denn zu Ihrer Gruppe?«

Da musste McCarthy anscheinend erst mal überlegen. Das und sein schwankender Gang bestätigten Jonesys Eindruck, dass der Mann unter Schock stand. Er wunderte sich, dass eine Nacht des Herumirrens im Wald so

etwas bewirken konnte; und er fragte sich, ob es ihm selber auch so ergangen wäre.

»Vier«, sagte McCarthy, nachdem er eine Minute lang darüber nachgedacht hatte. »Genau wie bei Ihnen. Wir sind zu zweit auf die Pirsch gegangen. Ich war mit einem Freund unterwegs, mit Steve Otis. Er ist Anwalt, wie ich, aus Skowhegan. Wir sind alle aus Skowhegan, wissen Sie, und diese Woche ist für uns ... etwas ganz Besonderes.« Jonesy nickte lächelnd. »Ja. Das kenne ich.« »Jedenfalls habe ich mich wohl irgendwie verlaufen.« Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Ich habe Steve rechts von mir gehört und ab und zu seine Weste zwischen den Bäumen gesehen, und dann bin ich ... Ich weiß es einfach nicht. Ich war wohl so in Gedanken verloren – im Wald kann man so wunderbar nachdenken –, und dann war ich plötzlich allein. Ich habe noch versucht, meine Spur zurückzuverfolgen, aber dann wurde es dunkel ...« Er schüttelte wieder den Kopf. »Das ist in meinem Kopf alles durcheinander, aber, ja – wir waren zu viert, da bin ich mir sicher. Ich und Steve und Nat Roper und Nats Schwester Becky.«

»Die müssen sich schreckliche Sorgen machen.« McCarthy wirkte erst verdattert, dann verzagt. Auf die Idee war er anscheinend noch überhaupt nicht gekommen. »Ja, das stimmt. Natürlich. Ach du liebe Zeit! Ach du meine Güte!«

Jonesy musste sich ein Lächeln verkneifen. Wenn er richtig loslegte, hörte sich McCarthy ein wenig an wie eine Figur aus dem Film *Fargo*.

»Wir bringen Sie besser hin. Das heißt, falls ...«

»Ich möchte Ihnen nicht zur Last fallen ...«

»Wir bringen Sie hin, sobald wir können. Dieser Wetterumschwung kam aber auch wirklich plötzlich.«

»Allerdings«, sagte McCarthy bitter. »Man sollte doch wohl meinen, dass sie es besser könnten, mit ihren ver-

damnten Satelliten und dem Doppler-Radar und was nicht noch alles. So viel zum Thema heiter und der Jahreszeit entsprechend kalt, was?«

Jonesy schaute verdutzt zu dem Mann unter der Tagesdecke hinüber, von dem nur das gerötete Gesicht und das sich lichtende braune Haar zu sehen waren. Die Wettervorhersagen, die er gehört hatte – er und Pete und Henry und der Biber –, hatten seit zwei Tagen Schneefall prophezeit. Einige Meteorologen hatten sich nicht festlegen wollen und gesagt, statt des Schnees könne auch Regen fallen, aber der Typ vom Sender Castle Rock (WCAS war der einzige Radiosender, den sie hier oben reinbekamen, und auch den nur schwach und veräuscht) hatte an diesem Morgen von einem sich schnell fortbewegenden Tiefdruckgebiet gesprochen, einem sogenannten *Alberta Clipper*, das zehn bis fünfzehn Zentimeter Schnee bringen würde und möglicherweise einen Nordoststurm hinterher, wenn es so kalt blieb und das Tief nicht auf den Atlantik hinauszog. Jonesy wusste nicht, woher McCarthy seine Wettervorhersagen hatte, aber bestimmt nicht von WCAS. Der Typ war einfach nur völlig durch den Wind, das war es wahrscheinlich, und er hatte ja auch jedes Recht dazu.

»Ich könnte etwas Suppe aufsetzen. Wie wäre das, Mr. McCarthy?«

McCarthy lächelte dankbar. »Das wäre sehr schön«, sagte er. »Ich hatte heute Nacht Magenschmerzen und heute Morgen auch wieder, aber jetzt geht es mir besser.«

»Das ist der Stress«, sagte Jonesy. »Ich hätte nur noch gekotzt. Und mich wahrscheinlich auch eingeschissen.«

»Ich habe mich nicht übergeben«, sagte McCarthy. »Da bin ich mir ziemlich sicher. Aber ...« Wieder schüttelte er den Kopf. Es wirkte wie ein nervöser Tick. »Ich weiß nicht. Es ist alles so durcheinander, es ist, als hätte ich einen Albtraum gehabt.«

»Der Albtraum ist vorüber«, sagte Jonesy. Lächerlich, so etwas zu sagen – ein bisschen tantenhaft –, aber der Mann konnte eindeutig jede Beruhigung gebrauchen.

»Gut«, sagte McCarthy. »Danke. Und ich hätte wirklich gern etwas Suppe.«

»Wir haben Tomatensuppe und Hühnerbrühe, und dann ist da, glaube ich, auch noch eine Dose Chunky Sirloin. Was möchten Sie?«

»Hühnerbrühe«, sagte McCarthy. »Meine Mutter hat immer gesagt, Hühnerbrühe sei genau das Richtige, wenn es einem nicht so gut geht.«

Er grinste, als er das sagte, und Jonesy gab sich alle Mühe, sich sein Entsetzen nicht anmerken zu lassen. McCarthy hatte weiße, ebenmäßige Zähne, so ebenmäßig, dass es einfach Jacketkronen sein mussten, wenn man in Betracht zog, wie alt der Mann war, und Jonesy schätzte ihn auf ungefähr fünfundvierzig. Aber wenigstens vier Zähne fehlten – die oberen Eckzähne (die Jonesys Vater immer »Vampirzähne« genannt hatte) und zwei unten in der Mitte – Jonesy wusste nicht, wie die hießen. Er wusste nur eines: McCarthy war sich ihres Fehlens nicht bewusst. Niemand, der von solchen Lücken in seinem Gebiss wusste, hätte es so ungeniert hergezeigt, nicht einmal unter diesen Umständen. So sah Jonesy das jedenfalls. Ein leichtes Ekelgefühl fuhr ihm durch den Bauch, ein Anruf aus dem Nirgendwo. Er drehte sich zur Küche um, ehe McCarthy seinen Gesichtsausdruck sehen und sich – und vielleicht gar Jonesy – fragen konnte, was denn los sei.

»Einmal Hühnerbrühe, sehr wohl. Wie wäre es mit einem heißen Käsesandwich dazu?«

»Wenn es keine Umstände macht. Und nennen Sie mich Richard, ja? Oder noch lieber Rick. Wenn mir jemand das Leben gerettet hat, soll er mich doch bitte beim Vornamen nennen.«

»Rick. Aber gern.« *Lass dir lieber mal die Zähne machen, ehe du das nächste Mal vor die Geschworenen trittst, Rick.*

Das Gefühl, dass hier etwas nicht stimmte, war fast übermächtig. Es war dieser Klick, genau wie er McCarthys Namen fast erraten hatte. Er war noch weit davon entfernt, sich zu wünschen, er hätte den Mann erschossen, als sich ihm die Gelegenheit dazu bot, aber allmählich wünschte er schon, McCarthy hätte sich von seinem Baum und aus seinem Leben ferngehalten.

2

Er hatte die Suppe aufgesetzt und machte gerade die Käsesandwiches, als der erste Windstoß kam – eine mächtige Böe, unter der die ganze Hütte ächzte und die den Schnee meterhoch aufwirbelte. Für einen Moment verschwanden selbst die schwarz hingekrakelten Baumgestalten in der Schlucht und sah man im Panoramafenster nur noch Weiß – als hätte man dort draußen die Leinwand eines Autokinos aufgespannt. Zum ersten Mal machte sich Jonesy etwas Sorgen, nicht nur um Pete und Henry, die nun vermutlich in Petes Scout auf dem Rückweg von Gosselin's Market waren, sondern auch um den Biber. Wenn irgendjemand diese Wälder kannte, dann der Biber, aber in einem starken Schneegestöber nützte einem das nichts – *dann ist guter Rat teuer*, das war noch so eine stets passende Redewendung seines Vaters, wahrscheinlich nicht ganz so gut wie *Man kann sein Glück nicht zwingen*, aber auch nicht schlecht. Der Lärm des Generators half dem Biber vielleicht, sich zu orientieren, aber wie McCarthy schon gesagt hatte, konnten solche Geräusche in die Irre

führen. Zumal wenn es windig war. Und windig wurde es nun offenbar.

Seine Mutter hatte ihm das Dutzend Kochkniffe beigebracht, das er beherrschte, und einer dieser Kniffe hatte mit der Kunst zu tun, heiße Käsesandwiches zuzubereiten. *Streich zuerst etwas Mussnich drauf*, hatte sie gesagt – »Mussnich« war Janetjonesisch für »Most- rich« –, *und dann gib die Butter aufs Brot, nicht in die Pfanne. Wenn du die Butter in die Pfanne tust, kriegst du nur geröstetes Brot mit etwas Käse drauf*. Er hatte nie verstanden, wie es etwas ausmachen konnte, ob man die Butter nun aufs Brot oder in die Pfanne tat, machte es aber immer so, wie seine Mutter es ihm beigebracht hatte, auch wenn es nervig war, die Brotscheiben oben mit Butter zu bestreichen, während sie unten bereits rösteten. Er hätte im Haus auch nie Gummistiefel anbehalten ... denn seine Mutter hatte immer gesagt: »Das verzieht dir die Füße.« Er hatte zwar keine Ahnung, was das bedeuten sollte, aber auch jetzt noch, als Mann, der auf die vierzig zuging, zog er sich die Stiefel gleich an der Tür aus, damit sie ihm nicht die Füße verzogen.

»Ich glaube, ich esse auch eins«, sagte Jonesy und legte die Brotscheiben in die Pfanne, mit der gebutterten Seite nach unten. Die Suppe köchelte schon, und es roch sehr lecker – irgendwie tröstlich.

»Gute Idee. Ich hoffe bloß, Ihren Freunden geht es gut.«

»Ja«, sagte Jonesy und rührte die Suppe um. »Wo ist denn Ihre Hütte?«

»Na ja, früher waren wir immer in Mars Hill und haben in einer Hütte gewohnt, die einem Onkel von Nat und Becky gehört hat, aber die hat irgend so ein gottverfluchter Idiot vor zwei Jahren im Sommer niedergebrannt. Hatte getrunken und war dann unachtsam

mit Glimmstängeln – das hat jedenfalls die Feuerwehr gesagt.«

Jonesy nickte. »So was hört man öfter.«

»Die Versicherung hat den Wert ersetzt, aber wir hatten keine Jagdhütte mehr. Ich dachte schon, das wär's, aber da hat Steve in Kineo eine hübsche Hütte entdeckt. Das ist, glaube ich, nur so ein unerschlossenes Gebiet, das auch zu Jefferson Tract gehört, aber sie nennen es Kineo, die paar Leute, die da wohnen. Kennen Sie das?«

»Kenne ich«, sagte Jonesy, und seine Lippen fühlten sich merkwürdig taub an. Er bekam wieder einen dieser Anrufe aus dem Nirgendwo. Ihre Hütte hier befand sich gut zwanzig Meilen östlich von Gosselin's. Kineo lag etwa dreißig Meilen westlich von dort. Zusammen machte das fünfzig Meilen oder gut achtzig Kilometer. Sollte er ernsthaft glauben, dass dieser Mann, der dort in die Tagesdecke gehüllt auf dem Sofa saß, eine solche Strecke gewandert war, seit er sich am Nachmittag des Vortags verlaufen hatte? Blödsinn. Das war unmöglich.

»Riecht schon sehr gut«, sagte McCarthy.

Und es roch tatsächlich gut, aber Jonesy war der Appetit vergangen.

3

Er brachte eben das Essen ans Sofa, als er hörte, wie jemand auf dem Stein vor der Tür aufstampfte. Einen Augenblick später ging die Tür auf, und Biber kam herein. Schneeflocken stoben ihm um die Beine.

»Heilige Filzlaus!«, sagte der Biber. Pete hatte mal eine Liste der Biberismen erstellt, und Heilige Filzlaus hatte dabei einen der oberen Plätze belegt, neben Gekörnte Scheiße und Knutsch mir die Kimme. Es waren ebenso

kindliche wie unflätige Ausrufe. »Ich dachte schon, ich müsste da draußen übernachten, aber dann habe ich das Licht gesehen.« Biber hob die Hände mit gespreizten Fingern zur Decke. »Ich hatte eine Erleuchtung, Herr, o ja, gelobt sei ...« Seine beschlagenen Brillengläser klärten sich etwas, und er sah den Fremden auf dem Sofa. Er ließ langsam die Hände sinken und lächelte. Das war einer der Gründe, weshalb ihn Jonesy schon seit der Grundschule liebte, obwohl einem der Biber auch ganz schön auf die Nerven gehen konnte und nun wirklich nicht eben der Hellste war: Seine erste Reaktion auf etwas Unerwartetes war kein Stirnrunzeln, sondern ein Lächeln.

»Hallo«, sagte er. »Ich bin Joe Clarendon. Und wer sind Sie?«

»Rick McCarthy«, sagte der und stand auf. Die Tagesdecke rutschte herunter, und Jonesy sah, dass ihm ein ziemlicher Spitzbauch aus dem Pullover ragte. *Na, dachte er, wenigstens daran ist nichts ungewöhnlich. Das ist die Krankheit der Männer mittleren Alters, und die wird uns in den nächsten zwanzig Jahren zu Millionen hinwegraffen.*

McCarthy streckte die rechte Hand aus, wollte vortreten und wäre fast über die Tagesdecke gestolpert. Hätte ihn Jonesy nicht an der Schulter gepackt und ihm Halt gegeben, dann wäre McCarthy wahrscheinlich lang hingeschlagen und hätte den Couchtisch umgerissen, auf dem jetzt das Essen stand. Wieder fiel Jonesy die merkwürdige Unbeholfenheit des Mannes auf – er fühlte sich ein wenig an sich selbst im vergangenen Frühjahr erinnert, als er wieder gehen lernen musste. Er schaute sich den Fleck auf der Wange des Mannes etwas genauer an und wünschte fast, er hätte es gelassen. Das war keine Erfrierung. Es sah eher nach Hautkrebs aus oder wie ein Feuermal, aus dem Haarstoppeln wuchsen.

»He, immer langsam mit den jungen Pferden«, sagte der Biber und machte einen Satz nach vorn. Er packte McCarthys Hand und schüttelte sie wie wild, bis Jonesy schon dachte, McCarthy würde doch noch auf dem Couchtisch landen. Er war erleichtert, als der Biber – einen Meter siebenundsiebzig groß und immer noch mit schmelzenden Schneeflocken in der schwarzen Hippiemähne – endlich losließ. Der Biber lächelte immer noch, strahlte jetzt übers ganze Gesicht. Mit dem schulterlangen Haar und der dicken Brille sah er aus wie ein Mathegenie oder ein Serienmörder. In Wirklichkeit war er Tischler.

»Rick hat ziemlich was durchgemacht«, sagte Jonesy. »Er hat sich gestern verlaufen und die ganze Nacht im Wald verbracht.«

Biber lächelte weiter, aber jetzt wirkte sein Lächeln eher besorgt. Jonesy ahnte schon, was jetzt kommen würde, und hoffte, der Biber würde es nicht sagen – er schätzte McCarthy als ziemlich religiösen Menschen ein, dem solche Unflätigkeiten nicht behagen würden –, aber wer Biber den Mund verbieten wollte, hätte natürlich auch gleich versuchen können, den Wind zu bändigen.

»Ach du dicke Fotze!«, kreischte er. »Das ist ja unglaublich! Setz dich! Iss was! Du auch, Jonesy.«

»Ach nee«, sagte Jonesy. »Iss du das mal. Du kommst doch gerade aus dem Schnee herein.«

»Meinst du?«

»Ja. Ich mach mir Rührei. Rick kann dir seine Geschichte erzählen.« *Vielleicht wirst du daraus ja eher schlau als ich*, dachte er.

»Also gut.« Biber zog sich Mantel (rot) und Weste (natürlich orangefarben) aus. Er wollte beides eben auf den Holzhaufen werfen, als ihm etwas einfiel. »Warte mal, ich hab da was für dich.« Er vergrub eine Hand in einer Tasche seiner Daunenjacke, wühlte darin herum

